

50 Jahre Fußball-Bundesliga

Uwe Seeler

„Es geht nur miteinander.“ Ein Gespräch

Gunter Gebauer

Vom „Proletensport“ zum „Kulturgut“

Dietrich Schulze-Marmeling

Wegmarken aus 50 Jahren Bundesliga

Nils Havemann

Wirtschafts- und kulturgeschichtliche Betrachtungen

Henning Vöpel

Wirtschaftsmacht Bundesliga

Gerd Dembowski

Organisierte Fanszenen:
Zwischen empfundener Enteignung und Self-Empowerment

Jutta Braun

Abseits der Bundesliga? Zur Aufarbeitung des DDR-Fußballs

Editorial

Am 24. August 1963, um 17 Uhr, wurden in acht Stadien die ersten Spiele in der Fußball-Bundesliga angepfiffen. Sie löste die regional begrenzten Oberligen als höchste Spielklasse ab und ging einher mit der allmählichen Einführung des Profifußballs in Deutschland – wogegen sich der Deutsche Fußball-Bund (DFB) lange gesträubt hatte. Das erste Tor fiel bereits in der ersten Spielminute: Friedhelm „Timo“ Konietzka erzielte es für Borussia Dortmund. Bis heute folgten 46 841 weitere Treffer sowie eine bemerkenswerte Entwicklung: Die damals offiziell geltende Deckelung von Spielergehältern ist heute ebenso undenkbar wie die seinerzeit fehlende Möglichkeit, Spieler ein- und auszuwechseln; die Liga ist inzwischen ein professionell durchkommerzialisierter Betrieb mit einem jährlichen Umsatz von über zwei Milliarden Euro.

Dennoch ist die Bundesliga, die seit 2001 nicht mehr vom DFB, einem eingetragenen Verein, sondern der Deutschen Fußball Liga (DFL), einer GmbH, organisiert wird, auch heute noch mehr als ein bloßes Geschäft. Fußball spielt im Leben vieler Menschen eine so bedeutende Rolle, dass er mitunter als „Ersatzreligion“ bezeichnet wird. Über die Anhängerschaft zu einem Verein wird vielfach und schichtübergreifend Identität gestiftet und Gemeinschaft hergestellt. Die Liga bietet so nicht nur gemeinsamen Gesprächsstoff, sondern dient zugleich als Projektionsfläche: Ob nun etikettiert als „Spiegel der Gesellschaft“ oder „Parallelgesellschaft“ – in ihr spiegeln sich bestimmte Entwicklungen wider, und an ihr wird verhandelt, was gesellschaftlich akzeptiert ist und was nicht.

Trotz dieser Bedeutungsaufladungen und der umfassenden Kommerzialisierung bleibt Fußball im Kern jedoch ein Spiel – was anzeigt, dass er für Überhöhungen nicht geeignet ist. Es ist richtig und wichtig, wenn seine Akteure gesellschaftliche Probleme angehen und sich etwa gegen Rassismus engagieren – mit ihrer Lösung aber ist der Fußball überfordert. Oder, wie es der erste Bundesliga-Torschützenkönig Uwe Seeler ausdrückt: „Er kann vieles, aber nicht alles.“

Johannes Piepenbrink

„Es geht nur miteinander.“

Ein Gespräch mit Uwe Seeler*

Herr Seeler, wenn Sie heutzutage „richtigen“ Fußball sehen wollen: Besuchen Sie ein Bundesligaspiel bei ihrem Stammverein HSV, schauen Sie Champions League im Fernsehen, oder gehen Sie lieber die „Zweite“ vom HSV unterstützen? Oder gucken Sie sich auf YouTube alte Spiele von sich selbst an?

Uwe Seeler

Geb. 1936; von 1953 bis 1972 Mittelstürmer beim Hamburger SV; Ehrenspielführer der Fußball-Nationalmannschaft und Ehrenbürger der Freien und Hansestadt Hamburg, Vorsitzender der Uwe Seeler-Stiftung, Rugenbarg 14, 22848 Norderstedt.
www.uwe-seeler-stiftung.de

Nein, das tue ich schon gar nicht. Also, ich guck dann schon das, was es gibt – entweder Bundesliga oder eben Champions League, was natürlich besonders reizvoll ist. Trotzdem guck ich mir immer die gesamte Bundesliga an, um mir auch ein Urteil erlauben zu können.

Das Spiel an sich und auch das Drumherum haben sich ja sehr verändert in den vergangenen 50 Jahren. Ist das heute noch der „richtige“ Fußball, oder war er früher „richtiger“?

Ich glaube, Vergleiche sollte man nicht ziehen, weil das, was heute ist, und das, was früher war, ist derart unterschiedlich, dass man es fast gar nicht beschreiben kann. Nicht nur mit der Bezahlung der Spieler, sondern auch mit allem anderen. Ich brauche nur eines zu erwähnen: Dass wir praktisch aus unserer Mannschaft gewachsen waren, aus der Jugend – die Zeiten sind vorbei. Und deswegen braucht man darüber auch nicht lamentieren. Ich genieße heute den Fußball, so wie er ist.

Welche Erinnerungen haben Sie an die Bundesliga-Einführung?

Der HSV hat an und für sich damit gerechnet, dass die Bundesliga ein Jahr *später* kommt. Und deswegen waren wir nicht sehr gut vorbereitet. Wir hatten Probleme, weil es bei uns viele Abgänge gab. Mein langjähriger Sturmpartner Klaus Stürmer war zum Beispiel schon weg, weil er nicht bis '64, '65 warten wollte. Und so ist er in die Schweiz gegangen, um ein bisschen Geld zu verdienen. Das war da damals schon möglich. Und natürlich haben wir einige Leute gehabt wie zum Beispiel Jürgen Werner als Studienrat, die das mit ihrem Beruf nicht vereinbaren konnten. Und damit war unsere Mannschaft natürlich schon auseinandergerissen. Aber wir haben uns trotzdem auf die Bundesliga gefreut, weil wir gesagt haben: Wir müssen auch auf hohem Niveau spielen, damit wir international mit den anderen Profi-Ländern – England, Spanien, Italien und so weiter – mithalten können. Insofern haben wir gesagt: „Gehen wir das mal an.“

Wie haben Sie Ihre Fußballkarriere und den Beruf als Vertreter für Adidas miteinander vereinbaren können?

Ich wusste, dass das sehr schwer war – aber bei der damaligen Bezahlung war es im Grunde gar nicht möglich, den Beruf ganz aufzugeben. Ich durfte als *Bestbezahlter* mit Genehmigung vom Deutschen Fußball-Bund 1250 DM brutto verdienen. Und wenn man dann in Hamburg wohnt – dafür kann ich nicht mal eine Wohnung halten für meine Familie. Ich habe das die ganze Zeit durchgezogen, bin ja auch nicht mehr ins Ausland gewechselt, obwohl ich einige Angebote hatte. Jährlich bin ich um die 70000 Kilometer gefahren, und habe natürlich unterwegs alleine trainieren müssen, damit ich einigermaßen fit bleibe. Nationalmannschaft, HSV, und früher gab es noch Spiele „Hamburg gegen Berlin“ oder „Norddeutschland gegen Westdeutschland“ – das wollte ich natürlich alles gern beibehalten. So haben das sehr viele bei uns gemacht, die dann halbtags arbeiten konnten und eben dann auch Berufsfußball gemacht haben.

Sehen Sie es als Vorteil, dass man heute vom Fußball leben kann? Oder war es für Sie auch schön, beruflich nebenbei etwas anderes zu machen?

* Das Gespräch führten Johannes Piepenbrink und Anne Seibring am 24. April 2013 in Norderstedt bei Hamburg.

Ja, gut, das war noch eine andere Zeit. Das kann man nicht entscheiden. Ich glaube, heute ist es im Grunde nicht mehr machbar. Das fängt ja mit Länderspielen an: Wir haben zu meiner Zeit vier Spiele im Jahr gemacht. Heute machen sie noch Champions League, Europa League, das gab es ja nur bedingt. Und diese ganzen Länderspiele, das wird alles mehr. Heute wäre das nicht mehr möglich. Aber es muss ja auch nicht möglich sein. Wenn man heute einigermaßen hoch dotiert ist, dann hat man ja schnell ausgesorgt.

Aber Sie haben Ihren Beruf als Vertreter auch gern ausgeübt.

Ich hab mich ja auch dafür entschieden, weil es mir Spaß gemacht hat. Aber auch, weil ich ein Sicherheitsfanatiker war – gerade als Mittelstürmer bin ich ja da hingegangen, wo es wehgetan hat. '65 hatte ich einen Achillessehnendurchriss, und alle vor mir mit so einer Verletzung haben aufgehört. Da war schon mal ganz gut, dass man den Beruf im Hintergrund hatte. Das war auch ausschlaggebend für die Entscheidung, 1961 nicht nach Italien zu gehen. Ich habe also den schweren Weg gewählt. Aber als ich dann erfahren habe, dass ich einen Achillessehnendurchriss habe, da habe ich gesagt: „Okay. Mensch, hast ja doch richtig entschieden.“ Aber aus dem Bauch heraus – Berater gab es nicht. Wichtig ist natürlich heute, dass ich die Entscheidung nicht bereue, dass ich sie heute noch gut finde.

Der Beruf hat sicher auch dazu beigetragen, dass Sie mit beiden Beinen auf dem Boden geblieben sind. Heute können Spieler rasch enorme Summen verdienen, haben aber nicht mehr die Möglichkeit, sich auf diese Weise zu erden.

Manche sagen: „Ab einer gewissen Summe Geld leidet der Kopf.“ Und das ist sicherlich richtig, aber es muss nicht überall stimmen. Aber da habe ich schon vom Elternhaus her keine Probleme gehabt. Meine Eltern hatten nicht viel. Und trotzdem hat alles geklappt. Wir waren mit dem, was wir hatten, zufrieden. Und das, was es nicht gibt, vermisst man ja auch nicht. Insofern bin ich da sehr solide groß geworden. Mein Vater hat zu mir und meinem Bruder immer gesagt: „Denkt daran: Geld ist nicht alles.“ Und: „Mehr wie ein Steak könnt ihr auch nicht essen.“ Ich freu mich, wenn einer gut bezahlt

wird, aber: So gut kann keiner Fußball spielen, dass er 100 Millionen kostet. Aber das ist halt Angebot und Nachfrage, das freie Geschäft – und wenn es denn so sein muss, muss es so sein.

Sie hatten 1961 ein Millionenangebot von Inter Mailand, das sie nach dreitägigen Verhandlungen ausschlugen. Wären Sie vielleicht länger ins Grübeln gekommen, wenn nicht absehbar gewesen wäre, dass es auch in Deutschland eine Profiligen geben würde?

Ich wusste schon, dass irgendwann bei uns die Bundesliga kommt. Wann sie kommt – das wusste ich nicht, aber die hat gar keinen Einfluss darauf gehabt. Entscheidend ist ja, dass Inter Mailand zu der Zeit das Nonplusultra war. Und die wollten mich unbedingt haben und haben das gar nicht verstanden, dass ein Mensch auf so viel Geld verzichtet. Das haben sie mir auch nachträglich noch mal deutlich übersetzt. Helenio Herrera, der Trainer, hat nur den Kopf geschüttelt. Ich hab mich aus dem Bauch heraus für die Sicherheit entschieden. Vielleicht bin ich auch schwindelig geworden, ich weiß es nicht. Es war wirklich viel Geld.

Sie sagten, ihr Verein war auf die Bundesliga-Einführung nicht gut vorbereitet. Inwiefern waren andere besser aufgestellt?

Manche Vereine haben es teilweise besser gemacht als mein HSV. Wir hatten zwar Geld, aber mein Verein war so hanseatisch, dass da links oder rechts nichts ging. Und wenn es woanders Fußballer gab, die 1200 oder nur 1000 DM verdienen durften und dann Vollprofis waren – ja, dann brauche ich nicht mehr viel nachdenken. Ich kann mir nicht vorstellen, dass das alles war, was die gekriegt haben. Aber unser Verein hat da absolut nichts gemacht. Bevor ich in den Urlaub fuhr, habe ich immer gesagt: „Kauft vernünftig ein.“ Aber das hat nie geklappt. Da haben sie sich sehr schwer getan, das fand ich zu hanseatisch. Aber das waren alles Direktoren bei großen Firmen, die konnten sich nichts erlauben. Das musste alles *à jour* sein. So haben sich die Zeiten verändert. Gott sei Dank haben die ja heute freie Verfügung über ihr Geld, und jeder kann machen, was er will. Ob es gut geht oder nicht, ist ja eine andere Sache. Das müssen sie selbst verantworten. Also das war eben alles früher noch sehr eingeschränkt.

Lohnt es sich heutzutage noch, in die Jugendarbeit und den Aufbau einer Mannschaft „von unten“ zu investieren? Oder ist es vielversprechender, Spieler einzukaufen?

Kaufen wird immer sein müssen, du brauchst ja Eckpfeiler in der Mannschaft. Aber für die Grundstimmung musst du ein eigenes Fundament haben, das den Verein lebt. Und dann kannst du zukaufen. Bayern oder Dortmund sind Beispiele: Wie viele eigene Leute die drin haben – bei Bayern Schweinsteiger, Badstuber, Lahm, Müller – dann kommen die andern hinzu. Ich glaube, das wird jetzt vermehrt der Fall sein, dass man aus den eigenen Reihen wieder Nachwuchsspieler heranzieht, die für den Verein – auf Deutsch gesagt – Gras fressen.

Sie sagten mal, die berühmte Formel „Elf Freunde müsst Ihr sein“ gelte nicht mehr, sie sei abgelöst worden vom Begriff der „Ich-AG“. Ist der Trend, wieder stärker auf den eigenen Nachwuchs zu setzen, ein Zeichen dafür, dass es wieder mehr in Richtung elf Freunde geht?

So wie es früher war – wir sind alle aus der eigenen Jugend gekommen und Jürgen Kurbjuhn aus Buxtehude war unser „Ausländer“ –, die Zeiten sind vorbei. Aber: Fußball ist Mannschaftssport. Und: Es geht nur miteinander. Also musst du eine Gemeinschaft bilden. Das ist so ähnlich wie Freunde. Du musst dem, der einen schlechten Tag hat, helfen; du musst dich in der Mannschaft organisieren. Das gilt auch über den Sport hinaus: Es geht auf Dauer nur miteinander, sonst geht es nicht gut. Meine Eltern haben immer gesagt: „Wenn Du in der Bahn sitzt, und es kommt eine ältere Herrschaft, steh’ auf und biete Deinen Sitzplatz an. Fass einen Koffer an, oder hilf, wenn Du merkst, die haben irgendwas.“ Das sind so einfache Dinge, die kosten nichts. Viele Werte sind ja verloren gegangen. Und ich finde, das tut uns irgendwann weh. Die gehören einfach dazu.

Beobachten Sie das auch im Stadion, dass sich die Stimmung und die Fankultur verändert haben?

Die Fankultur ist ja nun auch eine ganz andere gewesen. Ich glaube, dass zu meiner Zeit die Fans etwas kritischer gewesen sind. Wenn ich überlege, dass viele Fans heute arbeiten und sparen, nur um mit dem HSV zu

Auswärtsspielen zu fahren. Und dann sind sie die ganze Nacht unterwegs und müssen, wenn Sonntagsspiele sind, montags gleich wieder zur Arbeit. Das ist schon faszinierend. Aber deswegen sage ich ja auch immer: Jeder kann schlecht spielen – das haben wir auch. Aber eines kann ich, wenn ich Profi bin und gesund: Zwei Stunden rennen kann ich und kämpfen. Und dann ist auch alles in Ordnung. Wenn ich sehe, der hat gerackert, gemacht, gekämpft – dann darf er auch mal schlecht gespielt haben. Das sind so diese Werte – du musst auch von selbst das Gefühl haben: „Mensch, ich hab’ den schönsten Beruf, verdiene sehr, sehr gutes Geld, prima. Aber: Dafür muss ich ackern.“

Woran liegt es, dass dieses Bewusstsein offenbar nicht mehr selbstverständlich ist?

Sehr wahrscheinlich hat auch der Wohlstand damit zu tun, dass ich oberflächlicher werde. Oder wenn sehe, wie manche Spieler nach Niederlagen nach Ausreden suchen, anstatt zu sagen: „Heute habe ich auch schlecht gespielt.“ Es gibt ja einige, die das sagen, und ich finde, da ist nichts dabei. Selbstkritik ist sowieso immer das Beste. Aber das hat es nie gegeben, dass ich gesagt habe: „Du bist schuld oder du bist schuld.“ Das passt für eine Mannschaft und eine Gemeinschaft nicht. Das sind so Dinge, die ich als junger Mensch von den älteren Mitspielern mitbekommen habe. Im Verein hatte ich meinen älteren Bruder und Jochen Meinke als Kapitän, außerdem Jupp Posipal. Die Alten haben richtig aufgepasst auf uns, dass wir manche Erfahrung erst gar nicht mehr machen mussten – also irgendwo reinlaufen und merken: „Oh, Du musst schnell wieder zurück. Der will mit Dir nur saufen.“

Dem Fußball wird heute eine unheimlich große gesellschaftliche Bedeutung beigemessen. Ist er damit überfrachtet, oder kann er in bestimmten Bereichen tatsächlich Schrittmacherfunktion übernehmen?

Also der Fußball kann sehr viel helfen. Er macht auch unheimlich viel, schon in der Jugendarbeit. Und weil Europa zusammengewachsen ist, weil in jeder Mannschaft Ausländer sind – da hat der Sport sehr wahrscheinlich schon Vorbildfunktion. Ich habe ja meine eigene Stiftung und weiß ja, wie viele Fußballer auch eine Stiftung haben und Gu-

tes tun. Man versucht natürlich, weil er „in“ ist, über den Fußball alle Unebenheiten auszugleichen. Aber da muss der Fußball auch ehrlich sein: Er kann vieles, aber nicht alles.

Hätte man zu Ihrer aktiven Zeit die damaligen Kanzler Ludwig Erhard oder Kurt Georg Kiesinger in die Kabine gelassen?

Also, wir hätten jeden in die Kabine gelassen. Wenn er sich angesagt hätte, wäre er herzlich willkommen gewesen. Das ist unser Verständnis von Sport, da gibt es gar keine Probleme. Ob der nun von der Partei oder der Partei gekommen wäre, ist egal.

Haben Sie denn den Eindruck, dass die Nähe zwischen Politik und Fußball größer geworden ist? Die Bundeskanzlerin ist ja zum Beispiel bei vielen wichtigen Länderspielen dabei.

Ja gut, warum sollen Politiker, egal welcher Couleur, nicht zum Länderspiel kommen? Sie sind ja immer alle da. Also nicht immer nur der oder der. Wenn einer ein Interesse hat und ein Länderspiel sehen möchte: Herzlich willkommen. Ich weiß natürlich, worauf Sie hinaus wollen. Vor einer Wahl sind natürlich immer mal ein paar mehr da. Es ist ja auch gut, wenn sie zeigen, dass sie für Sport Interesse haben. Und das ist für Sport aller Art gut, würde ich sagen. Weil ich glaube, Sport ist in unserer Gesellschaft äußerst wichtig. Wenn ich etwas zu sagen hätte, würde ich an allen Schulen jeden Tag eine Sportstunde einführen. Wenn Schüler fünf, sechs oder sieben Stunden sitzen, brauchen die auch mal Bewegung. Zwei Stunden in der Woche, das ist einfach zu wenig.

Sowohl mit Blick auf die Bundesliga als auch auf die Politik wird ja ab und zu der Mangel an „echten Typen“ beklagt. Sehen Sie einen Zusammenhang, dass es für beide Bereiche diese Beobachtung gibt?

Gerhard Schröder, Helmut Schmidt, Konrad Adenauer, und wie sie alle hießen – ja, diese Typen, die auch diese Ausstrahlung oder Aura haben, haben wir heute natürlich nicht. Warum, kann ich nicht sagen. Die Zeit hat sich so verändert, der Wohlstand hat sich verändert – wir haben ja im Grunde alles. Es gibt ja nichts, was es nicht gibt. Und wir haben ja vielleicht auch gar kein Maß mehr,

wenn man nicht im Ausland gewesen ist, wie gut es uns nach wie vor geht. Ich glaube, darum muss man nicht immer mehr und noch mehr und noch mehr wollen. Die Zufriedenheit – ich glaube, die ist auch verloren gegangen. Klar kann es immer ein bisschen mehr sein. Aber ich finde, wichtig ist auch, dass die Menschen irgendwann sagen: „Wir sind zufrieden, uns geht’s gut, wir haben ein tolles Zuhause, wir haben genug zu essen und zu trinken.“ – Sie verstehen, was ich meine. Es ist ja nur steil bergauf gegangen, und das schon einige Jahrzehnte.

Klar schimpft man auch mal. Aber wenn ich jetzt an Leute denke, die 50 oder 60 Jahre wirklich geschuftet haben und die uns ja in diesen Wohlstand gebracht haben: Wenn ich da jetzt noch an die Renten ran will – ich finde, da gibt es gewisse Grenzen, wo auch die Politik einfach gefragt ist. Und wenn ich dann höre, dass für Schulen kein Geld da ist oder für Krankenhäuser – dafür habe ich kein Verständnis. Wenn ich weiß, was die Krankenpflegerinnen verdienen, dann brauche ich nichts mehr sagen. Dafür muss Geld da sein. Da darf es keinen Engpass geben. Da muss ich woanders sparen.

Damit sind wir natürlich beim Thema, dass das alles durch Steuern finanziert wird, und was es bedeutet, wenn zum Beispiel der FC-Bayern-Präsident Uli Hoeneß Steuern hinterzieht.

Also, dazu äußere ich mich nicht, das ist seine persönliche Geschichte. Ich weiß nur, dass Uli auch ein Typ ist, der unheimlich viel hilft. Und er hilft auch wirklich da, wo Not ist.

Sie selbst haben auch eine gemeinnützige Stiftung. Sind Sie generell der Meinung, dass man sich mit der Aufmerksamkeit, die man als Fußballstar heute bekommt, und mit dem Geld, das man verdient, für soziale Zwecke einsetzen sollte?

Ja. Wobei ich mit dem Fußball ja gar nicht so viel Geld verdient habe. Mein damaliges Gehalt kriegen die heute als Prämie. Aber das ist auch in Ordnung. Alles zu seiner Zeit. Ich mache es mit der Stiftung so gut ich es kann in meiner Größenordnung. Und ich glaube, ich mache es recht ordentlich – ich bin auch viel unterwegs dafür. Geld kommt ja nur

rein, wenn du viel unterwegs bist. Und solange ich Kraft habe, mache ich es gerne.

Zurück zur Bundesliga: Kurz vor dem Ende Ihrer Spielerkarriere war 1971 der „Bundesligaskandal“. Kam der für Sie genauso überraschend wie für die Öffentlichkeit?

Ja. Als man mir das gesagt hat, habe ich gesagt: „Das kann nicht stimmen.“ Da bin ich auch zu gutgläubig gewesen. Ich hab das nicht für möglich gehalten. Aber wie man gesehen hat, gibt es viele Dinge, die man nicht für möglich hält. Überraschungen gibt es immer wieder.

Anschließend folgte Ihre letzte Saison als Spieler.

Ich bin mit fast 35 Jahren schon verhältnismäßig alt gewesen. Ich sagte mir: „Lieber ein Jahr früher als ein Jahr zu spät.“ Irgendwann hat man ein Niveau geschaffen, und das kann man mit zunehmendem Alter nicht mehr halten, ist doch klar. Ein Jahr vorher habe ich mich noch überreden lassen, weil der HSV Probleme hatte. Dann wollten sie aber noch ein Jahr. Willi Schulz und ich waren die alten Haudegen in der Mannschaft. „Nee“, sagte ich, „Willi ist hinten drin, der kann das alleine machen.“ Das war auch gut so – bevor die Leute sagen: „Der Alte da, der muss aber jetzt auch langsam mal aufhören.“ Das ist immer besser, du machst das selbst.

Bei den vielen Verletzungen, die ich hatte, hat es natürlich schon überall geknackt. Wir wurden ja früher nicht so betreut wie heute. Ich habe Glück gehabt, meine Knie waren nie verletzt, aber es ist schon einiges hängen geblieben. Allerdings haben wir das alles auch ein bisschen bagatellisiert. Heute horchen die ja in sich rein – das haben wir nicht gemacht. Wenn wir eine leichte Zerrung hatten, haben wir ein ABC-Pflaster draufgeklebt und gesagt: „Kommt, Jungs!“ Ja, wir haben immer gesagt, wir dürfen die Mannschaft nicht im Stich lassen. Oder die Mannschaft hat gesagt: „Komm, Uwe. Wenn Du auf’m Platz stehst, dann hast Du schon mal zwei, die Du fesselst. Brauchst nicht so viel laufen.“ Aus einer Zerrung habe ich dann einen Muskelriss gehabt. In der Pause habe ich eine Spritze gekriegt, und erst nach dem Spiel habe ich es gemerkt. Aber wir wollten. Es ist nicht so, dass die gesagt haben: „Du musst.“ Wir haben immer

Angst gehabt, unsere Mannschaft oder unseren Kollegen allein zu lassen, denn auswechseln durfte man noch nicht.

Aber es war eine schöne Zeit. Ich und einige Mitspieler haben gerade wieder zusammengegessen und gesagt: „Das viele Geld, das die heute verdienen, hätten wir auch gerne – aber: Unsere Zeit kann man mit Geld nicht bezahlen, die war so schön.“ Kann man nicht bezahlen, kann man aber auch nicht erklären. Jeder, der in unserer Truppe war, sagt das. Und das ist eine schöne Sache, weil alle das gleiche Empfinden haben.

Im Umkehrschluss: Wenn Sie heute Profi wären, hätten Sie nicht eine so schöne Zeit?

Nein, ich glaube schon. Heute wäre eine andere Zeit. Weil wir ja aus der Jugend gemeinsam gewachsen sind. Heute wächst man ja nicht mehr, heute wächst nur dazu. Und diese Erlebnisse als Jugendliche – das ist ja der Sinn gewesen. Wir sind ja nicht Fußballer geworden, weil wir wussten, dass viel Geld zu verdienen ist. Das kam ja alles nachher. Der Sinn war ja immer, aus der Jugend in die Liga zu kommen. Und wenn man in der Liga stand, mal Nationalspieler zu werden. Das sind unsere Ziele gewesen – mehr Ziele hatten wir gar nicht. Das andere stand ja zu der Zeit alles noch in den Sternen.

Einer Ihrer Enkel (Levin Öztunali) ist auf dem besten Wege, auch Profifußballer zu werden. Gibt es Dinge, die Sie ihm noch mitgeben können? Oder sagt er nur: „Opa, das war bei Dir doch alles ganz anders“?

Nein, nein, sagt er überhaupt nicht. Er fragt mich auch. Aber ich bin genau wie mein Alter, ich sage immer nur kurze Sätze. Weil sonst, glaube ich, grübelt er. Er ist sehr ehrgeizig, aber auch ehrgeizig, sein Abitur zu machen. Das ist vorrangig. Es kann ja immer mal was passieren, im Fußball muss man immer mit Eventualitäten rechnen. Und dann ist es gut, wenn er sein Abitur als Fundament hat.

Wie sehen Sie die Zukunft der Bundesliga, wohin geht der Weg?

Im Moment sehe ich sie so, dass die Bayern die Bundesliga beherrschen werden. Und da ist die Frage, wie reagiert die Liga, wie

reagiert das Publikum? Nach dieser Saison würde ich sagen, die nächsten Jahre können wir abhaken: Bayern München. Geld regiert die Welt. Die Bayern haben schlauerweise aus den anderen Vereinen immer die Stärksten rausgekauft. Ja, und dann wird es schwierig für die anderen. Und das Geld spielt dann ja schon eine Rolle. Wenn man mal überlegt: Götze, 37 Millionen Euro – das muss man ja erst mal bezahlen. Und Bayern hat das Geld und ist trotzdem gesund. Die haben ja zwei Mannschaften. Wenn sie beide aufstellen würden in der Bundesliga, würde ich sagen, Erster und Zweiter oder Erster und Dritter würden sie immer werden. Und dann ist da noch Dortmund, und dann ist Feierabend. Und ob das gut ist, werden wir sehen. Aber Uli (Hoenes) hat ja selbst gesagt, dass ihm das nicht gefällt.

Ja, und dann hat er Götze gekauft.

Ja, und dann liest Du den andern Tag, dass Götze gekauft worden ist. Das ist halt so. Fußball ist Geschäft. Das ist legitim. Aber ob das jetzt für den Fußball, für die Liga gut oder schlecht ist – nächstes Jahr wird man sehen, was Sache ist. Wenn es wieder so langweilig wird, dann weiß man, dass es nicht gut ist. Lassen wir uns mal überraschen. Aber wer ein bisschen nachdenken kann, der weiß genau, dass da nix passiert.

Vielleicht wird ja Ihr Enkel in 50 Jahren zu 100 Jahren Bundesliga interviewt. Was könnten der antworten?

Weiß ich nicht. Müssen wir mal abwarten, wie es überhaupt aussieht, wenn der mal so weit ist. Die haben ja auch ganz andere Einflüsse. Wenn ich dann noch da bin, dann frag' ich ihn.

Gunter Gebauer

Vom „Proletensport“ zum „Kulturgut“

Essay

Ob man den Fußball liebt oder ihn für völlig überschätzt hält – er ist aufs Engste mit der Geschichte der Bundesrepublik verbunden. Viele markante Entwicklungen, die unser Land und seine Wahrnehmung prägen, können wir in der Geschichte des Fußballs in Deutschland wie in einem

Buch lesen. Was wir darin finden, ist keine reine Spiegelung der Nachkriegszeit bis heute; es ist vielmehr eine Erzählung, die manches übertreibt und verzerrt: Alle wichtigen Ereignisse dieser Zeit werden hier ausgehend vom Gewinn der Fußball-Weltmeisterschaft 1954 auf eine je eigene Weise geschildert; und umgekehrt prägen die großen Ereignisse des Fußballs das nationale Gedächtnis. Wie ist es möglich, dass der Fußball in Deutschland zur nationalen Repräsentation gehört wie in England die Queen und in Österreich die Wiener Oper? Gewiss hinkt dieser Vergleich: Fußball ist weder eine Institution der politischen Geschichte noch eine der hohen Kultur; er füllt jedoch im nationalen Symbolhaushalt eine Stelle aus, die sonst leer bleiben würde.

Niemand hätte sich 1954 träumen lassen, dass Fußball einmal derart in der öffentlichen Aufmerksamkeit stehen würde. Was in Deutschland heute von der breiten Öffentlichkeit diskutiert wird, sind weniger Fragen der großen Politik, es geht vielmehr um die Leistungen deutscher Clubs in der Champions League und die Aussichten der Nationalmannschaft bei der WM 2014 in Brasilien. Dies sind offenbar die bewegenden Fragen der Zeit, egal ob man mit Taxifahrern, Wissenschaftlern, Kulturschaffenden oder politischen Redakteuren spricht. Wir leben in Zeiten der europäischen Finanzkrise; die Staaten in Südeuropa leiden unter der von der EU verordneten Sparpolitik, die Jugendarbeitslosigkeit

Gunter Gebauer

Dr. phil., geb. 1944; Professor em. für Philosophie an der Freien Universität Berlin, Thielallee 43, 14195 Berlin. ggebauer@zedat.fu-berlin.de

keit in jenen Ländern nimmt ein angsterregendes Ausmaß an; in Griechenland wird Angela Merkel gar mit Hitler verglichen. Wir können das nicht verstehen – niemand in Deutschland denkt an Krieg, Aggression oder auch nur an Herrschaft über Europa – wir denken an Brasilien, wir wollen das Spanien- und Italien-Trauma überwinden (jene Mannschaften, an denen die deutsche Fußball-Nationalmannschaft zuletzt immer scheiterte).

Deutsche wollen schon lange, dass nicht Deutschland gefürchtet wird, sondern die deutsche Nationalmannschaft. Seitdem immer mehr Spieler nicht-deutscher Herkunft aufgespürt, aktiv gefördert und in „unsere“ Mannschaft aufgenommen worden sind, ist der deutsche Fußball deutlich größer als das deutsche Volk. Von dem Wunsch nach fußballerischer Größe werden alle geheimen inneren Zäune gegenüber eingewanderten Türken, Polen, Deutschen mit afrikanischen oder spanischen Vätern weggekickt. Im deutschen Fußball hat man nachgeahmt, was die Holländer (mit Ajax Amsterdam) in den 1980er und das französische Sportsystem in den 1990er Jahren mit Erfolg vorgemacht haben: die Integration ihrer fußballerisch begabten Einwandererkinder.

Wird im Fußball geheilt, was sonst in der Bundesrepublik als problematisch, ja als gefährlich angesehen wird? Auf den ersten Blick sieht dies fragwürdig aus. Oft genug erscheinen Fußballarenen wie große Kessel, in denen das völkische Gift brodelte; Ausländerfeindlichkeit und Rassismus scheinen zum Fußball zu gehören. Immer aber richtet sich diese Tendenz gegen Spieler der gegnerischen Mannschaft – im *eigenen* Team werden sie als „Leistungsträger“ ausgesprochen gern akzeptiert, und dies sogar in Regionen, die in dieser Hinsicht als schwierig gelten (Energie Cottbus war 2001 der erste Bundesligaverein, der mit elf Ausländern in der Startformation auflief). Allen bösen Auguren zum Trotz ist die Integration – jedenfalls im Spitzenfußball – bisher gelungen und hat das Niveau des deutschen Nationalsports beträchtlich angehoben.

Seit der WM 2006 im eigenen Land hat sich Fußball als Stimmungsaufheller etabliert und ein Wir-Gefühl ermöglicht, das selbst kritische Intellektuelle für einen akzeptablen „Patriotismus“ halten. Noch kurz vor Beginn der WM beobachtete „Der Spiegel“

nach einer 1:4-Testspielniederlage gegen Italien eine allgemeine Niedergeschlagenheit in Deutschland; drei Monate später begann das „Sommermärchen“, und auch die Kanzlerin entdeckte ihre Liebe zum Fußball. Als sie auf der Ehrentribüne vor Freude in die Hände klatschte, schien alles vergessen. In einem politischen Klima immer schlechter werdender Luft bersten die Fußballarenen an jedem Wochenende vor begeisterten Zuschauern. Es wird richtig schöner Fußball gespielt, die Nationalmannschaft zaubert inzwischen wie Brasilien und kombiniert wie Holland, aus dem Nachwuchs kommen reihenweise neue Talente. War Fußball nicht immer das Trostpflaster auf der Seele der Nation, jedenfalls seit dem Gewinn der Fußball-WM 1954? Das ist die heutige Sicht – allerdings stimmt sie nicht ganz. Der Fußball hatte einen langen Weg zurückzulegen, bis er zu einem Eckstein wurde, in den wichtige Daten der Nationalgeschichte eingelassen sind.

1954 als Ende und Anfang

Das „Wunder von Bern“ führte das Bild eines gewandelten deutschen Staats vor Augen, der Altes und Neues miteinander verschmolzen und selbst zugeschriebene nationale Eigenschaften, die durch die Nazizeit kompromittiert waren, in die neuen Tugenden des Wiederaufbaus umgeformt hatte. Im Berner Endspiel kamen die Sporttradition des „Dritten Reichs“ und dessen Männlichkeitsideale zu einem finalen Höhepunkt, jetzt aber nicht mehr als Merkmale von Soldaten, sondern als höchst erfolgreiche Eigenschaften deutscher Arbeiter und Angestellter, die den Aufbau eines antimilitaristischen Landes repräsentierten. Im Mythos von 1954 ist der Held die *Mannschaft*. Sie war eine Gemeinschaft, die das provinzielle Deutschland verkörperte und sich unter ihrem „Chef“, dem Bundestrainer Sepp Herberger, aufopferte. Die Heldenfigur dieser Mannschaft beeinflusst bis heute die Selbst- und Fremdwahrnehmung der Leistungen *aller* deutschen Nationalteams.

Ihre Tugenden und ihre Beschreibung („Opfer“, „Helden“, „Kampf“) waren noch aus alten Zeiten vertraut. Es war das Alte, aber auch schon etwas Neues: An der Stelle der alten Anführer sah man jetzt die niedrigen Ränge, den „kleinen Mann“ in der Rolle des Helden. Bis dahin hatte es keine symbo-

lische Repräsentation jener Kräfte gegeben, die den Wiederaufbau zustande brachten; anders als in Frankreich gab es in Deutschland keine Romantik des Volkes. Mit dem Gewinn der Weltmeisterschaft wurde eine Bühne geschaffen, auf der die Kraft und die Leistung der „kleinen Leute“ pathetisch dargestellt wurde, mit höchster Glaubwürdigkeit und breiter Wirkung. Jeder in Deutschland begriff, dass der Erfolg dieser Fußballmannschaft die durch die Niederlage und deutsche Kriegsschuld erlittenen und selbst zugefügten Verletzungen symbolisch linderte. In dieser Perspektive erhält der Weltmeistertitel von 1954 einen anderen Sinn als jenen, den man ihm gewöhnlich zuschreibt: Er ist das Ende des Krieges – insofern als die Verlierer in ihrer symbolischen Repräsentation wieder ein Gesicht bekamen.

Mit dem unerwarteten Titelgewinn wurde den Deutschen etwas gegeben, worauf sie wieder stolz sein konnten. In den Augen der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Eliten zählte der WM-Sieg jedoch wenig – ihnen galt das Rasenspiel eher als eine schmutzige Angelegenheit. Darin lag aber zugleich die Chance, dass die Nationalmannschaft zuerst für die unteren sozialen Schichten zur nationalen Identitätsbildung beitragen konnte. Im Gedächtnis vieler Deutscher blieb somit der Eindruck verankert, dass Deutschland mit einem Sieg im Fußball die Achtung der Welt gewinnen könne.

Gesellschaftliche und fußballerische Modernisierungen

Ein Spiel ist nur dann fähig, ein Land zu repräsentieren, wenn es von allen sozialen Schichten akzeptiert wird. Wenn die dominierenden Schichten es nicht annehmen, gilt es als eine mehr oder weniger primitive Körperpraxis. Zum „offiziellen“ Kulturgut wird es erst durch die Akzeptanz der Eliten.

Wesentliche Schritte in diese Richtung fielen in die allgemeine Aufbruchszeit der sozialliberalen Koalition unter Willy Brandt ab 1969, als junge, außerordentlich erfolgreiche Mannschaften auf den Plan traten. Die grundlegende Modernisierung hatte bereits 1963 mit der Gründung der Bundesliga begonnen, welche den bundesdeutschen Fußball international wettbewerbsfähig ma-

chen sollte. Einige Clubs waren sogleich in der Lage, ihre traditionelle Organisation als Sportverein in Unternehmensstrukturen zu überführen. Es waren zunächst die bürgerlichen Vereine wie der 1. FC Köln, der erste Bundesliga-Meister, und seine Nachfolger Werder Bremen und Eintracht Braunschweig, die mit Mannschaften ohne Starallüren den modernsten Fußball in Deutschland spielten. Diese Vereine hatten am besten begriffen, dass das Prinzip des professionellen Fußballs die Transformation eines von der Erinnerung produzierten Werts in einen ökonomischen ist. Daher ist es auch geschäftlich nicht unvernünftig, wenn vom Deutschen Fußball-Bund (DFB) ständig die alten Werte beschworen werden; dies ist Teil des Spiels. Es ist allerdings falsch, zu meinen, traditionelle Werte und moderne Geldwirtschaft könnten *unabhängig nebeneinander* koexistieren. Dadurch, dass die Fähigkeiten der Spieler einen Preis haben, wird nicht notwendig der sportliche Wert des Spiels zerstört, sondern im Gegenteil stimuliert das zirkulierende Kapital sowohl die Athleten als auch die Erinnerung der Liebhaber und treibt diese bei steigenden Preisen auf Hochtouren. Wertvoll im ökonomischen Sinne ist daran das Außergewöhnliche, das Große, das man im Fußball immer wieder zu sehen wünscht.

Eine Gesellschaft wie die deutsche will in ihrem Lieblingsspiel die Spielweisen, die ihr vertraut sind, wiedererkennen. Sie will die Vorstellungen, die sie sich von ihren Tugenden macht, auf dem Rasen gegen die internationale Konkurrenz aufgeführt sehen. Von einer deutschen Nationalmannschaft werden Disziplin, Fleiß, mannschaftsdienliches Spiel, „männliche“ Härte und Kampf erwartet – sowie der Wille, nie aufzugeben. An der Beharrlichkeit dieser Zuschreibungen ist zu erkennen, dass sie nicht beliebig sind, sondern eine Fundierung in der Wahrnehmung des eigenen Handelns haben. Ein Erfolg im Fußball wird als Beweis dafür angesehen, dass die nationale Mythologie der „deutschen Mannschaft“ lebt und den aktuellen Zustand der Nation trifft. Dieses Interesse, in dem Handlungsstile, Werte, Mythen und Gefühle zusammenfließen, bildet die engste Verbindung zwischen Fußball und Politik.

Kurz nach der Einführung der Bundesliga trat in Deutschland eine Verjüngung in allen wichtigen politischen Funktionen ein:

zuerst durch die Versetzung des alten Personals in den Ruhestand, dann 1966 mit dem Eintritt der Sozialdemokraten in die politische Führung des Landes (durch Bildung der ersten Großen Koalition). Weniger sichtbar, aber nicht minder wirkungsvoll war die Verjüngung des Lehrkörpers an Schulen, Universitäten und in den Medien. Wichtige Häuser der Kultur, insbesondere Theater und Kunsthallen, kamen in die Hände junger „Macher“. Mit den angloamerikanischen Einflüssen wurden die *Pop Art* und das *Happening* nach Deutschland geholt; nach französischem Vorbild entstand der Autorenfilm. Innovation und Traditionsbruch waren die Mittel, um an die Spitze der Kultur zu gelangen – zur Avantgarde zu gehören, wurde ein erstrebenswertes kulturelles Ziel.

Durch die Suche nach Erneuerung wurde auch das Ansehen des Fußballs deutlich gehoben. Während die „hohe Kunst“ ihr Prestige durch feiertägliche Leibferne gewonnen hatte, suchten viele der neuen Strömungen die Nähe zur Arbeitswelt, zum Alltag, zu lebensnahen Situationen. Den Kern des Neuen kann man in der Rückschau in der Suche nach Erfahrung und Körperlichkeit erkennen. Fußball avancierte so zu einem Objekt von Kunst. Den Anfang machte 1968 der Schriftsteller Peter Handke mit einem Gedicht, das aus nichts anderem bestand als der Mannschaftsaufstellung des 1. FC Nürnberg, die auf einer Seite der elitären „Edition Suhrkamp“ erschien, grafisch angeordnet wie im Sportmagazin „Kicker“ und dadurch aussah wie ein Stück konkreter Lyrik. Fußball wurde zu einem Lieblingsobjekt junger Künstler, Intellektueller und Wissenschaftler. Gemeinschaft wurde nicht mehr mit Gemeinheit assoziiert, und auf Seiten der Fußballer gab es mehrere, die gern den Künstler gaben (Paul Breitner vor Mao-Poster, Günter Netzer in der Pose eines Dandys) oder die Nähe der etablierten Kunst suchten (Franz Beckenbauer in Bayreuth).

In diese Phase der deutschen Runderneuerung fiel die erste große Zeit der Bundesliga; sie wurde geprägt durch Bayern München und Borussia Mönchengladbach, die kurz zuvor in die höchste Spielklasse aufgestiegen waren. Beide Mannschaften boten zweifellos den intelligentesten Fußball, der bis dahin in Deutschland gezeigt worden war. Sie spielten ihren herausfordernden Fußball zudem in der Überzeugung, auch international zu den Bes-

ten zu gehören. Ein solches Selbstbewusstsein der jungen Generation hatte es vorher nicht gegeben. Das neue Spiel- und Selbstverständnis begann den gesamten Bundesligafußball zu verändern – er wurde ästhetisch.

Der Gladbacher Trainer Hennes Weisweiler hatte seine Mannschaft aus dem Nachwuchs des Vereins gebildet; er lehrte sie eine Mischung aus Kreativität, Mannschaftsspiel und Disziplin, die insbesondere vom Mittelfeld-Regisseur Günter Netzer, unterstützt vom „Laufwunder“ Herbert Wimmer, in ein mitreißendes Spiel umgesetzt wurde. Bayerns Spielanlage war anders: Die Mannschaft war stärker in der Abwehr; der Libero Franz Beckenbauer, von dem man öffentlich sagen durfte, dass er genial spielte, war von Mitspielern umgeben, die es ihm erlaubten, seine Stärken voll zur Geltung zu bringen. Und mit Gerd Müller trat das für Deutschland neue Phänomen auf, dass es einen Mittelstürmer gab, der immer, wenn es darauf ankam, ein Tor schoss. Die Mannschaft der Bayern war ideal geeignet, die neuen Entwicklungen in der Bundesrepublik zu repräsentieren: Sie spielte erfolgsbezogen und inspiriert, zugleich höchst verlässlich.

Die erste Glanzzeit der Bundesliga endete mit dem Gewinn des zweiten Weltmeistertitels 1974. In den Jahren danach wurde allmählich erkennbar, dass viele erfolgreiche Fußballer die Mentalität von erfolgreichen Geschäftsleuten übernahmen. Hier zeigte sich, welcher Preis für die Verbürgerlichung des Fußballs zu entrichten war: Einsatz und möglicher Gewinn wurden stärker gegeneinander abgewogen, die Sicherung des eigenen Vermögens erhielt größeren Stellenwert. Diese Tendenz wurde zuerst sichtbar bei den Bayern: Der Verzicht auf Risiko und das endgültige Ablegen jugendlicher Attitüden brachten dem Verein zwar größte Erfolge – er gewann ab 1974 dreimal in Folge den Europapokal der Landesmeister –, aber die Art und Weise, wie diese errungen wurden, ließen die Begeisterung früherer Tage vermissen.

Krise, schwierige Modernisierung und neue Impulse

Gegen Ende der 1970er Jahre versuchte die Bundesliga auf die defensiver gewordenen Spielstile mit neuen Attraktionen zu reagieren.

ren. Der damalige Präsident des Hamburger SV, der Marketing-Fachmann Peter Krohn, gab die Richtung vor: die Transformation des Fußballs in eine Show. Trotz der grotesken Züge, die seine Ideen bisweilen trugen, hatte er etwas Wichtiges erkannt: dass es auf einen Professionalisierungsschub ankam, auf die systematische Bearbeitung der Öffentlichkeit, die Veränderung der Präsentation des Sports, die Erzeugung eines Unterhaltungswerts über das Fußballerische hinaus. Der HSV wurde zur stärksten Mannschaft der Liga und gewann 1983 den Europacup der Landesmeister. Auch andere Vereine hatten es verstanden, Wirtschaftlichkeit, Unterhaltung und fußballerisches Können miteinander zu verbinden; die zweite erfolgreiche Mannschaft dieser Zeit war wiederum Bayern München. Ähnlich wie in Hamburg schufen die Münchner eine moderne Managementstruktur und einen neuen, hochtechnischen und rationalen Fußballstil. Im Unterschied zum HSV, der mit ausländischen Trainern und Spielern arbeitete, setzten die Bayern jedoch auf deutsche Spitzenfußballer, die sie aus dem Ausland zurückholten; im Zeitraum von 1980 bis 1990 errang der FCB siebenmal die deutsche Meisterschaft.

Auch ab 1990 verliefen die Spielzeiten nach einem wenig variablen Schema: Favorit waren die Bayern, und der jeweilige Herausforderer versuchte, ihnen den sicher geglaubten Titel abzunehmen – manchmal mit Erfolg, wie vereinzelte Meistertitel von Werder Bremen, dem 1. FC Kaiserslautern oder dem VfB Stuttgart zeigen. Bayerns erfolgreichster Gegenspieler war Borussia Dortmund, das 1995 und 1996 Meister wurde; 1997 gelang den Westfalen gar der Gewinn der Champions League. Unter dem Trainer Ottmar Hitzfeld, den die Bayern von Dortmund abgeworben hatten, konnten 2001 auch die Bayern diesen Titel gewinnen. Langfristig erwiesen sich der Markenname der Bayern, der geschickt kommerzialisiert wurde, und ihre solide Finanzpolitik als außerordentlich einträglich.

Trotz einiger Erfolge verlor der deutsche Fußball gegen Ende der 1990er Jahre seine Spitzenstellung in Europa. Ein wichtiger Grund für diesen Bedeutungsverlust war der im Vergleich zu ausländischen Ligen geringere Grad der Professionalisierung der Verbands- und Vereinsführungen, die Rückständigkeit der Trainingsmethoden und die

Vernachlässigung der Nachwuchsarbeit. Anders als beispielsweise in der englischen Liga wurden weder von den Bundes- noch von den Vereinstrainern wissenschaftliche Erkenntnisse aus der Trainings- und Bewegungsforschung aufgenommen. Es gab Bestrebungen, die Kinder- und Jugendsportschulen, das Erfolgsmodell der untergegangenen DDR, fortzuführen, was aber nicht effizient gelang. Kinder aus Migrantenfamilien spielten zwar guten Fußball, wurden aber weder von Vereinen noch vom DFB ausreichend umworben. Die gängige Strategie der Bundesligavereine war es, „fertige“ Spieler aus dem Ausland einzukaufen; da sie aber an ökonomischer Kraft mit den Clubs aus England, Spanien und Italien nicht mithalten konnten, gehörten diese nicht zu den Besten. Die wichtigsten Konkurrenten im europäischen Fußball hatten den grundlegenden Wandel, dem die europäischen Gesellschaften seit den 1970er Jahren unterworfen waren, mitvollzogen: Sie hatten die nationalistischen Leitplanken aus dem Feld des Sports herausgerissen und sich unter den Gesichtspunkten *sportlicher* Erfordernisse neu organisiert. Doch so, wie Menschen fremder Herkunft an der deutschen Ausländerbehörde scheiterten, wurden auch im Sport Migranten vielfach auf der Bank sitzen gelassen.

Entscheidende Impulse für die Erneuerung kamen von dem im Vorfeld der WM 2006 engagierten Trainergespann Jürgen Klinsmann/Joachim Löw. Von ihnen wurden überkommene Verbandsstrukturen beseitigt und neue strategische Positionen geschaffen, die Trainerausbildung wurde verbessert, der Spielerkader erheblich verjüngt. Eine grundsätzliche Veränderung wurde in der Ausbildung des Nachwuchses *und* der Jugendtrainer vorgenommen. Als wesentliche Gestalter der neuen Spielweise traten nun neue, junge Trainer mit deutlich besseren taktischen und trainingstechnischen Kenntnissen als ihre Vorgänger auf, die Mannschaften kleinerer Vereine zu erstaunlichen Erfolgen in der Bundesliga führten. Unter dem Einfluss des Bundestrainers Löw gestaltete sich das Spiel der Nationalelf feiner, geschickter und intelligenter; es war nicht mehr ängstlich auf Sicherheit bedacht wie früher, sondern wurde „nach vorn“ ausgerichtet. Die gestiegene Professionalität der Trainer und Spieler führte insgesamt zu einem höheren Arbeitsethos. Wichtig ist in diesem Zusammenhang, dass

auch die Vereinsführungen an Qualität gewonnen haben und die für einen professionellen Fußball notwendigen Innovationen unterstützen.

Nach etlichen mageren Jahren, die dem Champions-League-Gewinn 1997 folgten, stieg auch der Stern Borussia Dortmunds wieder auf: Grund dafür war der Einsatz des talentierten eigenen Nachwuchses, die erfolgreiche Integration ausländischer Spieler und das innovative Spielverständnis des Trainers Jürgen Klopp. Nach zwei gewonnenen deutschen Meisterschaften (2011, 2012) hat es der Verein 2013 bis ins Champions-League-Finale geschafft. Im ersten „deutschen Finale“ in der Geschichte des Wettbewerbs unterlagen sie jedoch Bayern München. Die Bayern hatten das Endspiel bereits zum dritten Mal in den vergangenen vier Jahren erreicht, nachdem sie im Halbfinale zuvor den FC Barcelona, der bis dahin als das unerreichte Vorbild für ästhetischen *und* erfolgreichen Fußball galt, mit zwei eklatanten Siegen aus dem Rennen geworfen hatten. Ob das „deutsche Finale“ tatsächlich das erste Zeichen für eine dauerhafte Spitzenstellung der Bundesliga in Europa ist, bleibt jedoch abzuwarten.

Am Gipfel – und in seinem Schatten

Noch in den 1980er Jahren wurde Fußball von den gesellschaftlichen Eliten nicht endgültig akzeptiert. Für die feine Gesellschaft, die ihre *sports* abseits der Massen in exklusiven Clubs pflegte, diente der Stadionbesuch nur zur Kontaktpflege mit dem Volk. Der Fußball war noch nicht in den Rang eines deutschen Kulturguts aufgestiegen. Die Erfolge der deutschen Spitzenteams in der „Königsklasse“ des europäischen Sports, die von Wirtschaftsführern und Spitzenpolitikern umworben wird, zeigen jedoch an, dass es der Fußball inzwischen geschafft hat, die Anerkennung der höchsten Gruppen der deutschen Gesellschaft zu gewinnen. Ermöglicht wurde dieser Aufstieg durch drei Entwicklungen:

Erstens gibt es inzwischen ein gewachsenes und dauerhaftes Interesse der politischen Spitzen. Schon in den 1980er Jahren hatte die Politik das Fußballstadion als Ort der Nähe zum Wähler entdeckt. Spätestens seit Gerhard Schröder und Angela Merkel suchen auch die Bundeskanzler aktiv die Nähe zum

Fußball und der Nationalmannschaft. Fußball ist inzwischen zu einem Spektakel der Politik geworden – und die Politiker zu einem Teil des Fußballspektakels: Als etwa die enthusiastische Kanzlerin im Oktober 2010 die DFB-Mannschaft nach einem siegreichen Qualifikationsspiel in der Umkleidekabine besuchte, waren ihr die Titelseiten des kommenden Tages gewiss. Bei staatstragenden Ereignissen dürfen die Spitzen der Gesellschaft nicht abseits stehen – in der Berliner Republik wurden sie zu Anhängern der Nationalmannschaft.

Zweitens schuf der Fußball die Möglichkeit, Sportbegeisterung und Geschäfte an einem Ort miteinander zu verbinden. Der sogenannten Elite wird es heute leicht gemacht, Fußballspielen beizuwohnen. In die neuen Arenen wurden VIP-Lounges eingebaut, mit eigenen Zugängen, verglasten Innenräumen, Catering, Clubatmosphäre, Bildschirmen. Wie bei einem First-Class-Flug nimmt man an demselben Ereignis teil wie das Volk, ohne zwischen ihm sitzen zu müssen. Von den Hardcore-Fans, den Ultras, wurde die VIP-Etage instinktsicher zum Gegner erklärt, weil dort der Fußball verraten werde. Ihnen erscheint der kontinuierliche Umbau der Fußballstadien in Orte des Entertainments als der falsche Weg, der sich vom „echten“ Fußball entfernt.

Drittens – und das ist auch für die ersten beiden Entwicklungen ausschlaggebend – spielt die immer stärker gewordene Präsenz des Fußballs im Fernsehen und die damit verbundene rasante ökonomische Entwicklung der Bundesliga eine wichtige Rolle. Mit der Einführung des Privatfernsehens kam es zu regelrechten Überbietungskämpfen um die Übertragungsrechte. Als erster Privatsender kaufte RTL für die Saison 1988/89 die Senderechte für 40 Millionen DM – und damit für mehr als das Doppelte des Betrags, den die öffentlich-rechtlichen Sender zuvor bezahlt hatten. Zwei Jahre später war die Summe schon wieder verdoppelt worden. Für die Spielzeit 2000/01 bezahlte Sat.1 bereits 355 Millionen Euro, für die kommende Saison bringen die Übertragungsrechte gar 628 Millionen Euro ein. Fußball ist zu einem umkämpften „Rohstoff“ für die Bildmedien geworden.

Im Vergleich zu diesem ökonomischen Spiel scheint die Mäkelei der Fans, insbeson-

dere der Ultras, vorgestrig zu sein. Mit dieser Aburteilung macht man es sich jedoch zu einfach: Große Teile des Publikums suchen in der Arena (selbst bei TV-Übertragungen) den emotionalen „Kick“. Und große Gefühle können nur entstehen, wenn sich große Zuschauergruppen „total“ für „ihre“ Mannschaft engagieren – mit einem körperlichen Einsatz, der oft an die Grenze geht. Auf der anderen Seite dieses Limits beginnt das Ausleben von Gewalt, das wiederum im Stadion nicht toleriert werden kann. In diesem Dilemma befinden sich einige Vereine der Bundesliga, die den Gewalteininsatz ihrer Fans nicht mehr zu steuern vermögen. Hinzu kommt, dass in diesem Umfeld rechtsradikale Gruppen nach Anhängern fischen, die ihnen in der Begeisterung des Spiels leicht ins Netz gehen können.

Der Fußball hat sich in den vergangenen Jahrzehnten von Grund auf verändert; er ist inzwischen vom Kommerz durchdrungen. Der Qualität des Spielgeschehens ist dies gut bekommen, der Persönlichkeit mancher Spieler eher nicht. Die größten Einbußen aber sind bei der Berichterstattung im Fernsehen zu beklagen, die unter dem Einfluss der privaten Sender ihr journalistisches Niveau deutlich gesenkt hat. Mit der relativ distanzierten Kommentierung der Fußballereignisse ist es vorbei; sie wurde als langweilig und altbacken empfunden. An ihre Stelle trat eine Inszenierung aus der Fanperspektive, ohne kritische Distanz. Dass die kommerziellen Sender aus dem Sport eine Unterhaltungsware gemacht haben, ist noch verständlich – warum aber die gebührenfinanzierten Programme ihnen dabei gefolgt sind, bleibt unbegreiflich.

So wirken sich die ungeheuren Geldsummen, die heute in den Fußball fließen, unterschiedlich aus: als Verbesserung des Spiels, als Verbürgerlichung des Publikums mit Akzeptanzproblemen bei den eingefleischten Fans und als Qualitätsverlust der Sportdarstellung im Fernsehen. Gesellschaftlich schließlich hat der Fußball den Weg von „unten“ nach „oben“ geschafft. Er hat eine Bedeutung und Qualität erhalten, auf die man in Deutschland stolz ist – und wofür es sogar aus dem Ausland Beifall gibt.

Dietrich Schulze-Marmeling

Wegmarken aus 50 Jahren Bundesliga

Am 28. Juli 1962, um 17:45 Uhr war es endlich soweit: Im Goldsaal der Dortmunder Westfalenhalle votieren die Delegierten des außerordentlichen Bundestags des Deutschen Fußball-Bundes (DFB) mit deutlicher Mehrheit für die Einführung einer „zentralen Spielklasse mit Lizenzspielern unter Leitung des DFB“, genannt „Bundesliga“. Im „Hammelsprung“ stimmten 103 Delegierte mit „Ja“, 26 mit „Nein“.

Dietrich Schulze-Marmeling

Geb. 1956; Autor und Lektor beim Verlag Die Werkstatt, Lotzestraße 22a, 37083 Göttingen.
d.schulze-marmeling@werkstatt-verlag.de

Deutschland war ein Nachzügler. Im „Fußball-Mutterland“ England wurde bereits seit 1885 offiziell professionell und seit 1888 in einer zentralen Liga gespielt. Auf dem Kontinent war 1924 Österreich das erste Land gewesen, das eine Profiligen einrichtete – gefolgt von der Tschechoslowakei (1925), Ungarn (1926), Italien (1926), Spanien (1928), Frankreich (1932) und Portugal (1934). Die DFB-Führung hatte sich jahrzehntelang gegen eine Nationalliga gewehrt, auch weil diese ohne eine Legalisierung des Profifußballs nicht zu realisieren war. Nationalliga und Profifußball waren so zwei Seiten derselben Medaille. Außerdem bedeute eine Nationalliga eine Kräfteverschiebung zugunsten der großen Vereine.

Vom Vertragsspieler zum Lizenzspieler

Die Entscheidung von Dortmund besaß Kompromisscharakter. Denn gestimmt wurde für die Einführung des Lizenzspielers, der noch kein Vollprofi war. „Ein Mittelding, wenn ich so sagen darf, zwischen dem Vertragsspieler und dem Lizenzspieler“, wie der neue DFB-Präsident Hermann Gösmann er-

läuterte.¹ Der Antrag, „dass vom 1. August 1963 die zentrale Spielklasse mit Berufsspielern eingeführt wird“, wurde mit 80 zu 49 Stimmen abgelehnt. Mit 91 zu 37 Stimmen angenommen wurde hingegen ein Antrag, der sich einzig dadurch unterschied, dass nicht mehr von „Berufsspielern“, sondern von „Lizenzspielern“ die Rede war. 91 Stimmen waren nur fünf mehr als für die erforderliche Zweidrittelmehrheit notwendig. So öffnete das erste Bundesliga- und Lizenzspielerstatut zwar das Tor zum Berufsfußball, bemühte sich aber zugleich auch um dessen Einhegung.

Der Vollprofi ließ in Deutschland noch immer auf sich warten. Lizenzspieler mussten zwar nicht mehr wie vorher die Vertragsspieler in den alten Oberligen neben dem Fußball einen „ordentlichen“ Beruf ausüben, konnten dies aber, „soweit dadurch ihre vertraglichen Verpflichtungen gegenüber ihrem Verein nicht beeinträchtigt werden“.² Das vom Verein gezahlte monatliche Gehalt musste zwischen 250 und 500 DM liegen und durfte 1200 DM nicht überschreiten. In Ausnahmefällen, die der Zustimmung des DFB bedurften, waren auch 2500 DM gestattet.³ In England hatte die Spielergewerkschaft 1961 die Abschaffung der Gehaltsgrenzen durchgesetzt. Auch für Ablösezahlungen gab es eine Obergrenze, die bei 50 000 DM lag.

Das Lizenzspielerstatut und die Disziplinarordnung von 1963 kamen noch nicht ohne Fußball-Pädagogik aus; so wurde unter anderem festgelegt, dass Spieler „einen guten Leumund haben“ müssten und „insbesondere sportlich einwandfreier Lebenswandel, volle Einsatzbereitschaft und Ritterlichkeit gegenüber dem Gegner“ zu ihren Pflichten gehörten.⁴ Noch in Dortmund zeigte sich Paul Flierl, der Vertreter Süddeutschlands, angesichts solcher hehren Regelungen skeptisch und warnte: „Ja, glauben Sie denn, dass die

Spieler mit diesen Beträgen zufrieden sind? Die Vereine werden erneut unter Druck gesetzt, und sie müssen dann eben wiederum mehr geben, als gesetzlich zulässig ist.“⁵

Der Journalist Helmut Sohre resümierte drei Jahre später: „Die Bundesliga ist weder eine Zufallsschöpfung noch eine willkürliche Maßnahme. Sie ist ein Kind ihrer Zeit, logisch gewachsen. Doch das damit verbundene Lizenzspielertum ist in unserer Epoche der Halbheiten – auch eine Halbheit. Weder Fisch noch Fleisch! Es entstand, weil man aus vielerlei Gründen – nicht zuletzt auch aus steuerlichen – das offene Bekenntnis zum Professionalismus scheute.“⁶

16 aus 46

Die Bewerber für die neue Liga mussten eine Reihe von Bedingungen erfüllen. Ihre Stadien mussten mindestens 30 000 Zuschauern Platz bieten und über eine Flutlichtanlage verfügen. Außerdem waren wirtschaftlich solide Verhältnisse vorzuzeigen. Laut Experten mussten die Clubs mindestens 700 000 DM einnehmen, um zu überleben.

Zum Streitfall wurden die Auswahlkriterien. Dies begann mit der Zahl der Bundesligisten. Der DFB entschied sich für 16, aber viele Vereine und das Fußball-Magazin „Kicker“ wollten eine Liga mit 18 oder sogar 20 Vereinen sehen. Brisant war vor allem die Verteilung der begehrten Plätze. Der DFB reservierte für West- und Süddeutschland jeweils fünf, Norddeutschland drei, den Südwesten zwei und Berlin einen. Bis zum Meldeschluss am 31. Dezember 1962 bewarben sich 46 der 74 Oberligisten für die neue Liga. Die ersten neun Auserwählten waren der Hamburger SV, Werder Bremen, 1. FC Köln, Borussia Dortmund, Schalke 04, Eintracht Frankfurt, 1. FC Nürnberg, Hertha BSC Berlin und 1. FC Saarbrücken. Die restlichen Sieben wurden erst im Mai 1963 benannt. Karlsruher SC, VfB Stuttgart und 1. FC Kaiserslautern waren keine Überraschung, die Berücksichtigung von 1860 München, Preußen Münster, Meidericher SV und Eintracht Braunschweig indes höchst umstritten, zu-

¹ Zit. nach: Udo Muras, Geboren im Goldsaal, in: DFB-Journal, (2012) 2, S. 62–66, hier: S. 65.

² Zit. nach: Mirjam Bach, „Einsatz und Ritterlichkeit“ – Das Bundesligastatut 1963, 13.7.2011, www.ndr.de/sport/sportmomente/lizenz103.html (7.6.2013).

³ Vgl. Hardy Grüne, 100 Jahre Deutsche Meisterschaft. Die Geschichte des Fußballs in Deutschland, Göttingen 2003; Dietrich Schulze-Marmeling/Gerd Kolbe, Ein Jahrhundert Borussia Dortmund, Göttingen 2009.

⁴ Zit. nach: M. Bach (Anm. 2).

⁵ Zit. nach: U. Muras (Anm. 1).

⁶ Helmut Sohre, Bundesliga intim, München 1966, S. 6.

mal Düsseldorf und Hannover, Großstädte und Landeshauptstädte mit großen Stadien, unberücksichtigt blieben.

In München hatte der TSV 1860 den Vorzug gegenüber dem FC Bayern erhalten, weil die Auswahlkommission kurzfristig und klammheimlich ihre Kriterien verändert hatte. So wurde das Abschneiden in der letzten Oberligasaison 1962/63 zum entscheidenden Faktor erhoben. Die „Löwen“ waren Südmeister geworden, der Lokalrivale nur Dritter. Der DFB monierte außerdem, dass dem FC Bayern die „sportliche Vergangenheit“ fehlte, wobei der Verband „vergaß“, dass die „Roten“ der einzige Münchener Club waren, der schon Mal Deutscher Meister geworden war (1932). Im Nachhinein erwies sich die Nichtberücksichtigung als Glücksfall: Wäre der FC Bayern zur neuen Eliteklasse zugelassen worden, hätte er sich angesichts leerer Kassen tief verschulden müssen und wäre anschließend möglicherweise nicht zum erfolgreichsten deutschen Fußballverein geworden.¹⁷

Erste Skandale

Wie Paul Flierl prognostiziert hatte, wurde das erste Bundesligastatut schon bald von der Realität überholt. In der Saison 1964/65 erzählte der Vizepräsident des Hamburger SV, Horst Barrelet, dem „Spiegel“, dass ein Nationalspieler unter 70 000 Mark nicht zu haben sei. Und HSV-Schatzmeister Karl Mechlen ergänzte: „Man verspricht sich in die Hand, keine Spieler abzuwerben und nicht mehr als die erlaubten Handgelder zu zahlen. Doch kaum sind sie aus dem Haus, da rotieren sie, um Spieler schwarz zu angeln.“¹⁸

Schalke 04 unterlief die Ablöse-Obergrenze, indem der Club dem Karlsruher SC zusätzlich zum Nationalspieler Günter Hermann, den der KSC für 50 000 Mark nicht freigeben wollte, noch einen kaum bekannten Ersatzspieler abkaufte und für beide Spieler zusammen 100 000 Mark überwies. Hertha BSC Berlin ließ für seine Lizenzspieler zwei Verträge anfertigen: einen „offiziel-

len“ für den DFB, in dem die Gehaltsobergrenze nicht überschritten wurde, und einen weiteren, der das tatsächliche Gehalt fest schrieb. Beim Transfer des ehemaligen Nationaltorwarts Wolfgang Fahrian an die Spree konnte den Berlinern ein Verstoß gegen das Zahlungslimit nachgewiesen werden: Der Frankfurter Spielervermittler Karl Alt hatte eine Provision von 12 000 Mark für die Vermittlung an Hertha in Rechnung gestellt. Da als Managergebühren zehn Prozent üblich waren, mutmaßte „Der Spiegel“, Fahrian habe die Berliner 120 000 Mark gekostet. Damit hatte die Bundesliga ihren ersten Skandal, und am Ende der Saison 1964/65 wurde Hertha BSC zum Zwangsabstieg in die Regionalliga verurteilt.

Berlin war nun nicht mehr in der höchsten Spielklasse vertreten und im Fußball von der Bundesrepublik abgekoppelt. Tennis Borussia Berlin war als Meister der Berliner Regionalliga in der Aufstiegsrunde zur Bundesliga gescheitert. In dieser Situation drängte unter anderem der Axel Springer Verlag darauf, einen Berliner Verein zu kooptieren, um so die Einbindung Berlins in die Bundesrepublik auch im Fußball zu unterstreichen. Da Vizemeister Spandauer SV verzichtete, fiel die Wahl auf den drittplatzierten SC Tasmania 1900 Berlin. Die Neuköllner waren auf das Abenteuer Bundesliga nicht vorbereitet und erwarben in der Saison 1965/66 die traurige Berühmtheit des bis heute schlechtesten Absteigers aller Zeiten. Als Spätfolge des Abstiegs musste Tasmania 1973 den Konkurs anmelden und sich auflösen. Der Club wurde wenig später als SV Tasmania Neukölln 1973 neu gegründet.¹⁹

Im Juli 1965 widmete „Der Spiegel“ dem Finanzgebaren der jungen Liga sogar eine Titelstory („Notstand im Fußball“), in dem die Realitätsferne der DFB-Führung angeprangert wurde: „Eigentliche Ursache für das deutsche Bundesliga-Chaos sind die unrealistischen Zahlungsgrenzen des Bundesliga-Statuts. Sie wurden von Alt-Funktionären festgelegt, die sich der Entwicklung nicht angepasst haben. Während sie Idealismus predigten, sahen sich die Vereine geradezu gezwungen, das Zahlungslimit zu durchbrechen. Zu den vorgeschriebenen Höchstprei-

¹⁷ Vgl. Dietrich Schulze-Marmeling, Die Bayern. Die Geschichte des Rekordmeisters, Göttingen 2012³.

¹⁸ Schwarz geangelt, in: Der Spiegel, Nr. 18 vom 28. 4. 1965, S. 136.

¹⁹ Vgl. Hanns Leske, Tasmania Berlin. Der ewige Letzte, Kassel 2011.

sen mag sich schon seit Jahren kein namhafter Spieler mehr verpflichten.“¹⁰

Nach dem Skandal um den Zwangsabstieg von Hertha BSC erhöhte der DFB das im Bundesligastatut fixierte Hand- und Treuegeld von 10 000 auf 15 000 Mark. Das Mindestgehalt eines Lizenzspielers wurde von 250 auf 400 Mark angehoben, die Ablössummen für Lizenzspieler auf 100 000 und für Vertragsspieler (Regionalliga) auf 75 000 Mark. Der DFB-Kontrollausschuss konnte sogar noch höhere Summen genehmigen. Außerdem wurde bei Vertragsabschlüssen und -verlängerungen eine einmalige Zahlung von bis zu 20 000 Mark gestattet. Verglichen mit den finanziellen Möglichkeiten, die sich deutschen Spitzenfußballern im Ausland boten, war das immer noch nicht viel.

Vom Lizenzspieler zum Vollprofi

Es bedurfte eines weiteren Skandals, um auch die letzten Schranken im Berufsfußball zu beseitigen. In der Saison 1970/71 wurden im Kampf gegen den Abstieg eine Reihe von Spielen „verkauft“. 52 Spieler, zwei Trainer und sechs Vereinsfunktionäre wurden bestraft, Arminia Bielefeld wurde in die Zweitklassigkeit (Regionalliga) verbannt.¹¹ „Der Spiegel“ sah die tieferen Ursachen in den Geburtsfehlern der Liga: „In Hurra-Patriotismus befangen, verpaßte das Amateur-Fußvolk den Aufbruch ins 20. Fußball-Jahrhundert. So zwängte die Amateur-Mehrheit des DFB-Bundestages die Spitzenclubs in eine rechtlich und wirtschaftliche fehlkonstruierte Bundesliga. Die Profis wurden eine Vereins-einrichtung der Amateure; auf die Wirtschaft übertragen würde die Börse gleichsam eine Sektion des Sparvereins. (...) Bezahlung für Spitzenspieler ließen sich die Amateure noch abringen. Aber ein bißchen Jungfrau sollten die Profis doch bleiben: Knauserig setzte die DFB-Mehrheit Grenzen für Prämien und Gehälter fest, statt die Marktregel von Angebot und Nachfrage zu akzeptieren. (...) Am Rande und abseits der unrealistischen DFB-Legalität weitete sich eine graue Zone

aus. Wer sich an die DFB-Zahlungsgrenzen hielt, blieb an der Spielerbörse auf Statisten sitzen.“¹² Der Journalist Ulfert Schröder forderte eine „eigene Organisation und Fußball-Liga“ für die Profis. „Die totale, nicht aufzuhaltende Vermarktung des Fußballsports wäre dann abgeschlossen.“¹³

1972 fielen alle Obergrenzen für Gehaltszahlungen. Zwei Jahre später wurden Bundesliga- und Lizenzspielerstatut miteinander vereinigt und auch die Begrenzung bei den Ablössummen abgeschafft. Ende 1973 wurde auch die Trikotwerbung legalisiert. In der Saison 1974/75 spielten bereits sechs Vereine mit Werbung auf der Brust, in der Saison 1979/80 dann alle Erstligisten. Eine Professionalisierung erfuhr auch der Unterbau. Die fünf Regionalligen wurden zugunsten von zwei 2. Bundesligen aufgelöst, wodurch sich die Zahl der Zweitligisten deutlich verringerte.

Die vom Journalisten Schröder geforderte Eigenständigkeit der Profi-Vereine ließ allerdings noch auf sich warten. Erst im Herbst 2000 entließ der DFB die Vereine der 1. und 2. Bundesliga aus seiner Kontrolle. Damit fand eine Auseinandersetzung ein Ende, die bereits Mitte der 1920er begonnen hatte, als sich die führenden deutschen Clubs gegen die Gängelung durch die DFB-Führung verwarnten. Damals war es um Fragen wie die Entlohnung von Spielern, Begegnungen mit ausländischen Profivereinen sowie die Spielberechtigung für ausländische Akteure gegangen.¹⁴ Knapp 80 Jahre später ging es vornehmlich um die Vermarktung der Bundesligen und die Verteilung der millionenschweren Fernsehgelde. Am 18. Dezember 2000 wurde schließlich die Deutsche Fußball Liga (DFL) gegründet, wodurch die Profivereine der 1. und 2. Liga endlich eine eigenständige Organisation besitzen, die für die Vermark-

¹⁰ Das ist schrecklich, in: Der Spiegel, Nr. 28 vom 7.7.1965, S. 70–79, hier: S. 73.

¹¹ Vgl. Ulfert Schröder, Stars für Millionen. Informationen, Schlaglichter, Hintergründe, Bayreuth 1974, S. 36–70, H. Grüne (Anm. 3), S. 360–365.

¹² „Ein Elfmeter kostet 1000 Mark“, in: Der Spiegel, Nr. 25 vom 14.6.1971, S. 80f.

¹³ Ulfert Schröder, Stars für Millionen, Bayreuth 1974, S. 61f.

¹⁴ Vgl. Rudolf Oswald, „Fußball-Volksgemeinschaft“. Ideologie, Politik und Fanatismus im deutschen Fußball 1919–1964, Frankfurt/M.–New York 2007, S. 92–129; Dietrich Schulze-Marmeling, Der FC Bayern und seine Juden. Aufstieg und Zerschlagung einer liberalen Fußballkultur, Göttingen 2013², S. 95–111.

Kräfteverschiebungen

Der Übergang zum Vollprofitum blieb nicht ohne Auswirkungen in Europa. Aber auch innerhalb Deutschlands verschoben sich die Kräfte. Die Jahre 1933 bis 1963 waren für die großen Clubs aus dem Ruhrgebiet die erfolgreichsten gewesen. 15 der 27 Finals um die Deutsche Meisterschaft fanden mit Beteiligung eines Revierclubs statt, elfmal verließen diese als Sieger den Platz. So auch im letzten Finale vor der Einführung der Bundesliga. Die Revierclubs profitierten nicht nur vom großen Reservoir an „Straßenfußballern“, sondern auch von der Unterstützung durch die regionale Industrie (Kohle, Stahl, Bier), die ihnen einen „informellen Professionalismus“ gestattete.

Nach der Einführung der Bundesliga sollte es 32 Spielzeiten beziehungsweise bis zur Saison 1994/95 dauern, ehe mit Borussia Dortmund wieder ein Revierclub die Meisterschale in Empfang nehmen durfte. Der erste Bundesligameister 1. FC Köln stammte zwar auch aus dem Einzugsbereich der Oberliga West, aber die Domstädter waren ein bürgerlicher Club aus einer Dienstleistungsmetropole. Die von Franz Kremer, einem der Väter der Bundesliga, geführten Domstädter waren in diesen Jahren der modernste Club Deutschlands, der auch Bayerns Münchens Boss Wilhelm Neu-decker als Vorbild diente. Vizemeister wurde überraschend der Meidericher SV, dessen Berücksichtigung umstritten gewesen war.

In den folgenden Jahren entwickelte sich München zur Fußballhauptstadt der Bundesrepublik. In der Saison 1964/65 wurde der TSV 1860 Pokalsieger. Zeitgleich stieg auch der Lokalrivale FC Bayern in die Bundesliga auf, womit München als erste Stadt mit zwei Clubs in der Eliteklasse vertreten war. In der folgenden Spielzeit 1965/66 gewann der TSV die Deutsche Meisterschaft. Aufsteiger FC Bayern wurde in der Liga gleich Dritter und gewann den DFB-Pokal. In den folgenden Spielzeiten waren Eintracht Braunschweig (1967) und der 1. FC Nürnberg (1968) die Überraschungsmeister, ehe von 1969 bis 1978 der Deutsche Meister ununterbrochen entweder Bayern oder Mönchengladbach hieß.

1966 erhielt München den Zuschlag für die Austragung der Olympischen Sommerspiele 1972. Die Entscheidung des Internationalen Olympischen Komitees sollte auch die weitere Entwicklung der Bundesliga beeinflussen. Die bayerische Landeshauptstadt war zwar seit 1957 Millionenstadt, besaß aber ein kleineres Stadion als etwa Nürnberg, Hannover oder Ludwigshafen. Dies änderte sich mit der neuen olympischen Arena, die über 77 000 Zuschauern Platz bot und dem FC Bayern am letzten Spieltag der Saison 1971/72 erstmals eine Millioneneinnahme bescherte (im zuvor gemeinsam mit dem TSV 1860 genutzten Stadion an der Grünwalder Straße waren maximal 350 000 DM zu erzielen). Und die Zuschauer waren in diesen Jahren noch die wichtigste Einnahmequelle. Es darf als gesichert gelten, dass die legendäre Bayern-Mannschaft um Franz Beckenbauer ohne den Umzug ins Olympiastadion auseinandergefallen wäre und es den Rekordmeister Bayern München nicht gegeben hätte.

Der Wert des Stadions lag aber nicht nur im enormen Fassungsvermögen. Das Olympiastadion war auch das erste in Deutschland, das moderne VIP-Kapazitäten besaß, was dem Verein ermöglichte, auch ein betuchteres Publikum und Prominenz aus Wirtschaft, Politik und Kultur anzusprechen. Bei Begegnungen in Italien und in Spanien war nicht nur den Bayern-Funktionären, sondern auch den Spielern aufgefallen, „dass es dort neben den üblichen Fans noch eine andere Gruppe gab, die zum Spiel ging wie zu einem gesellschaftlichen Ereignis: elegant gekleidete Männer, meist mit Blazer und dunklem Anzug, weißem Hemd, Krawatte. Die Herren saßen in Logen und ließen sich ihre Anwesenheit etwas kosten.“¹⁵ Beim FC Bayern kam man nun auf die Idee, die Plätze in der VIP-Loge als Jahreskarten anzubieten – für 1000 DM, inklusive kaltem Buffet in der Halbzeitpause. „In München kam jetzt so viel Prominenz, dass neben den Sportreportern auch die Gesellschaftskolumnisten ins Stadion mussten. Franz-Josef Strauß war oft da, neben ihm Schauspieler, Sänger, Unternehmer, Banker, Vorstandsmitglieder großer Firmen. Nicht die 1000 Mark waren so wich-

¹⁵ Franz Beckenbauer, Ich. Wie es wirklich war, München 1992, S. 41.

tig, die sie bezahlten, sondern die Signalwirkung, die ihre Anwesenheit hatte: Fußball, das ist nicht ein Vergnügen von zweifelhaftem Wert, veranstaltet für das gewöhnliche Volk, das, phantasielos wie es ist, mit seiner Freizeit nichts anzufangen weiß, keine Unterhaltung für Proleten, sondern ein sehenswertes Ereignis.“¹⁶

Diesen sozialen Wandel verkörperte aber auch die Mannschaft selbst: Mit Paul Breitner, Uli Hoeneß, Karl-Heinz Mrosko, Edgar Schneider und Rainer Zobel zogen die Abiturienten und Studenten in die Bundesliga ein. Dem „Kicker“ war dies zum Start der Saison 1970/71 eine Story wert („Studium durch Stimulans“), in der Hoeneß mit den Worten zitiert wurde: „Die heutige Art Fußball zu spielen, setzt eine gewisse Intelligenz voraus.“¹⁷

Für die in dieser Zeit einsetzende Dominanz des FC Bayern spielte auch Europa eine Rolle. Mit Ausnahme einer Saison (1968/69) war der FC Bayern in den Spielzeiten 1966/67 bis 1977/78 permanent in einem europäischen Wettbewerb vertreten, was mit einer für die damalige Zeit hohen TV-Präsenz verbunden war. Der FC Bayern avancierte in diesen Jahren zu *dem* deutschen Repräsentanten auf der Bühne des europäischen Clubfußballs und schuf sich eine bundesweite Anhängerschaft.

Bundesliga ohne Osten

Nach der Wiedervereinigung wurde die Bundesliga für eine Saison (1991/92) auf 20 Vereine aufgestockt. Im Vorfeld hatten sich der DFB und der Fußball-Verband der DDR (DFV), der Ende 1990 aufgelöst wurde, auf die Formel „2 plus 6“ geeinigt. Dies bedeutete, dass zwei Clubs der DDR-Oberliga in die 1. Bundesliga aufgenommen wurden (Dynamo Dresden, Hansa Rostock), sechs in die 2. Bundesliga (VfB Leipzig, Rot-Weiß Erfurt, Carl Zeiss Jena, Stahl Brandenburg, Chemnitz FC und Hallescher FC). Die übrigen DDR-Erst- und Zweitligisten wurden im August 1991 in den Amateurfußball verbannt, darunter auch der 1. FC Magdeburg, der einzige Europapokalsieger in der Geschichte des DDR-Fußballs (1974).

Für die Etablierung dauerhafter „Erstklassigkeit“ mangelte es dem „Ost-Fußball“ nach der Wiedervereinigung an Geld und qualifizierten Fachleuten für den Profifußball. Ein Vakuum, das durch zwielichtige „Helfer“ aus dem Westen gefüllt wurde, die aber lediglich zur Verschlechterung der Verhältnisse beitrugen. Und die besten Spieler zog es rasch zu den etablierten westdeutschen Proficlubs.

Hansa Rostock musste sich bereits nach einer Saison wieder aus der 1. Bundesliga verabschieden. Zur Saison 1993/94 stieg zwar der VfB Leipzig auf, aber die Heimatstadt des ersten deutschen Fußballmeisters durfte bis heute nur ein Jahr Bundesliga genießen. Im Sommer 1995 war auch Dresdens Bundesligapräsenz beendet. Dafür stieg Hansa Rostock wieder auf und blieb für zehn Spielzeiten ununterbrochen erstklassig. 1995/96 und 1997/98 wurde Hansa jeweils Sechster – die bislang beste Platzierung eines „Ostvereins“ in der 1. Bundesliga. Auch Energie Cottbus spielte immerhin sechs Spielzeiten lang erstklassig (2000/01–2002/03, 2006/07–2008/09). Seit dem Sommer 2009 ist der Osten nicht mehr in der 1. Bundesliga vertreten. Betrachtet man den gesamten Zeitraum von 1991/92 bis 2012/13 (22 Jahre) und addiert die verbrachten Saisons in der höchsten Spielklasse, so kommen die Clubs aus den fünf „neuen“ Bundesländern auf gerade mal 23 Bundesligajahre – weniger, als etwa der Stadtstaat Hamburg zählt.

Interessant ist aber, dass die Regionalliga Nordost mit einem Schnitt von 1808 Zuschauern pro Spiel (Saison 2012/13) den höchsten Publikumszuspruch aller fünf Regionalligen aufweist (West: 1198, Südwest: 939, Nord: 816, Bayern: 587).¹⁸ Dass die ostdeutsche Regionalliga somit einen größeren Zuspruch erfährt als die Regionalligen in der „alten Bundesrepublik“, liegt möglicherweise auch im noch immer ausgeprägten „Eigenleben“ des Ostens begründet: In der vierten Spielklasse lebt zu einem gewissen Maße die alte Eliteliga der DDR weiter, die DDR-Oberliga, die von 1949 bis 1991 existierte.

Den Fußballvereinen im Osten fehlen auch heute noch generell die großen Investoren, sieht man vom Getränkehersteller Red Bull

¹⁶ Ebd., S. 42.

¹⁷ Zit. nach: D. Schulze-Marmeling (Anm. 7), S. 158.

¹⁸ Quelle für die Zuschauerzahlen: www.weltfussball.de (7.6.2013).

ab. Dieser engagiert sich nicht zufällig in Leipzig, dem Gründungsort des DFB und Heimat des ersten deutschen Fußballmeisters, wo sich aber der heimische Fußball in einem sportlich miserablen und organisatorisch zersplitterten, von Insolvenzen und Neugründungen und auch Fanausschreitungen geprägten Zustand befand. Gleichzeitig existiert mit dem zur Weltmeisterschaft 2006 umgebauten Zentralstadion mit einem Fassungsvermögen von über 44 000 Zuschauern eine erstklassige Spielstätte. Nachdem die Leipziger Clubs Lokomotive und FC Sachsen eine Kooperation mit Red Bull abgelehnt hatten, wurde 2009 der eigenständige Verein RasenBallSport Leipzig (abgekürzt „RB“ wie „Red Bull“) gegründet, der vom SSV Markranstädt das Startrecht für die Beteiligung am Spielbetrieb in der Oberliga übernahm. Außerdem erwarb der Brausehersteller die Namensrechte für das Stadion, das seither seinen Namen trägt. RB Leipzig ist kein normaler Club, sondern wird vom Konzern wie eine Unternehmensfiliale gesteuert. Der „Verein“ hat keine Mitglieder, der dreiköpfige Vorstand besteht komplett aus Red-Bull-Kräften, die von einem ebenfalls dreiköpfigen Ehrenrat gewählt werden, die auch aus dem Unternehmen kommen.

In der Saison 2012/13 schließlich gelang RB Leipzig der Aufstieg in die 3. Liga, und angesichts der enormen Investitionen, die der Getränkekonzern in den Fußballstandort Leipzig tätigt, ist zu erwarten, dass der Red-Bull-Club in wenigen Jahren in der 1. Bundesliga ankommen wird. Auch Dynamo Dresden, das in der Saison 2012/13 nur um Haaresbreite dem Abstieg in die Drittklassigkeit entging, wird den Marsch des „Retortenclubs“ an die Spitze des Ost-Fußballs nicht stoppen können – das könnte nur die DFL. Ob RB bei einem Aufstieg in die 2. Liga die Lizenz bekommen würde, ist unklar, da Satzung und Struktur mit der „50+1-Regel“ kollidieren: Während sich im englischen Profifußball die Vereine im Privatbesitz befinden, müssen in der Bundesliga 50 Prozent plus eine Stimme dem Verein gehören. Genehmigte Ausnahmen sind bislang nur Bayer Leverkusen und der VfL Wolfsburg.¹⁹

¹⁹ Clubs, die vor dem 1. 1. 1999 länger als 20 Jahre erheblich und ununterbrochen von einem Wirtschaftsunternehmen gefördert wurden, können von der Regelung befreit werden.

Im Sommer 2013 kehrte Eintracht Braunschweig, Gründungsmitglied der Bundesliga und „Überraschungsmeister“ der Saison 1966/67, in die 1. Liga zurück. Die Eintracht war 1985 abgestiegen und bewegte sich seither zwischen 2. Liga und 3. Liga. Der Aufstieg signalisiert aber keine Renaissance der „Traditionsvereine“, denn zur gleichen Zeit wurde dem MSV Duisburg die Lizenz für die 2. Liga verweigert und mussten die Drittligen Alemannia Aachen und Kickers Offenbach Insolvenz anmelden.

Im deutschen Fußball sind die Kräfteverhältnisse mittlerweile weitgehend zementiert. Im Zeitraum 1992/93 bis 2012/13 gewannen sechs unterschiedliche Clubs die Meisterschaft, wobei 17 der 20 Titel auf drei Clubs entfielen: Bayern München (11), Borussia Dortmund (5) und Werder Bremen (2). Die einmaligen Titelgewinne Kaiserslauterns, Stuttgarts und Wolfsburgs führten nicht dazu, dass diese Clubs auch fortan in der Spitzengruppe der Liga mitmischten. Es blieben Momentaufnahmen – wie auch die Teilnahme dieser Clubs an der „Geldmaschine“ Champions League.

Ein realistisches Bild für die Zukunft bieten vielleicht die fünf Spielzeiten von 2008/09 bis 2012/13: Bayern München und Borussia Dortmund wurden jeweils zweimal Meister, der VfL Wolfsburg durfte einmal feiern. Bayer Leverkusen wurde in diesem Zeitraum immerhin einmal Vizemeister, einmal Dritter und einmal Vierter. Zu diesen vier Clubs könnte sich in Zukunft dann auch noch RB Leipzig gesellen. Drei dieser fünf Clubs würden die „50+1-Regel“ unterlaufen. Und bei Bayern München sind externe Investoren immerhin mit 20 Prozent beteiligt. Vor diesem Hintergrund ist nicht auszuschließen, dass die vom Hannover-96-Präsidenten Martin Kind vorgeschlagene Abschaffung der „50+1-Regel“ mittelfristig doch noch breite Zustimmung erlangt.

Nils Havemann

Die Bundesliga als Objekt wirtschafts- und kulturgeschichtlicher Betrachtungen

Essay

Ist es aus geschichtswissenschaftlicher Sicht lohnend, sich mit der Bundesliga zu beschäftigen? Bei flüchtiger Betrachtung ist diese Frage

Nils Havemann

Dr. phil., geb. 1966; Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Historischen Institut der Universität Stuttgart, Keplerstraße 17, 70174 Stuttgart.
ihingha@hi.uni-stuttgart.de

klar zu verneinen. Das Wissen darum, dass vor rund 50 Jahren ein gewisser Timo Konietzka für Borussia Dortmund das erste Bundesligator markierte, ist für das Verständnis der Geschichte der Bundesrepublik ziemlich belanglos. Ebenso wenig verdient die Tatsache, dass Borussia Mönchengladbach und der FC Bayern München in den 1970er Jahren die beiden dominierenden Mannschaften im bundesdeutschen Fußball waren, irgendeine besondere Beachtung, wenn es darum geht, die politische, wirtschaftliche und soziale Entwicklung dieses Landes zu beleuchten. Und dass der FC Schalke 04 seit mehr als einem halben Jahrhundert darauf wartet, die Meisterschale in die Höhe zu recken, mag für seine vielen Anhänger schmerzvoll sein – Historiker sollten daran nicht einmal eine Fußnote verschwenden. Kein Zweifel: Wird die Geschichte der Bundesliga auf die Nacherzählung von wichtigen Spielen, auf die Beschreibung von spektakulären Toren oder die Auflistung von Ergebnisstatistiken reduziert, tendiert ihr Erkenntniswert gegen null.

Anders verhält es sich hingegen, wenn die Bundesligahistorie mit kultur- und wirtschaftshistorischen Problemstellungen verknüpft wird. Sobald solche bewährten Fragen und Methoden aus der Geschichtswissenschaft auf die 50 Jahre des Kampfes um Tore, Punkte und Meisterschaft angewandt werden, offenbart sich das enorme Erkenntnispotenzial der

Bundesligageschichte. Mehr noch: Dadurch eröffnen sich Einsichten, welche die Beschäftigung mit scheinbar wichtigeren und seriöseren Themen kaum noch zu bieten vermag. Schon ein erster Blick auf die nackten Zahlen verrät, dass es erhebliche Schwierigkeiten bereitet, ein gesellschaftliches Phänomen zu benennen, das in den vergangenen 50 Jahren größeren Zulauf erfuhr als der Fußball im Allgemeinen und die Bundesliga im Besonderen. Welchen 1963 etablierten Parteien, Verbänden oder Glaubensgemeinschaften in der Bundesrepublik gelang es wie dem Deutschen Fußball-Bund (DFB), den Mitgliederbestand mehr als zu verdreifachen? Und welches Ereignis vermag im Jahre 2013 die Bevölkerung noch in einem derart hohen Ausmaß zu elektrisieren wie ein Spiel zwischen Borussia Dortmund und dem FC Bayern München? Eine wichtige Regierungserklärung, die gefeierte Neuinszenierung einer Wagner-Oper oder eine bedeutsame Verlautbarung der Deutschen Bischofskonferenz jedenfalls schon lange nicht mehr.

Doch mit welchen Fragestellungen und mit welcher Methodik lassen sich der Bundesligageschichte Einsichten entlocken, die für das Verständnis der bundesrepublikanischen Geschichte aufschlussreich sind? Unübersehbar handelt es sich bei Fußball- zunächst um Kulturgeschichte, die dadurch gekennzeichnet ist, dass der im Grunde profane Kampf um das Tor in der Vergangenheit stets mit unterschiedlichen Sinnbezügen aufgeladen wurde.¹ Dass dieser Sport eine wichtige Quelle für nationale Mythen geworden ist, die ins kollektive Gedächtnis der Bundesrepublik eingegangen sind, ist schon 2004 klar geworden, als sich das „Wunder von Bern“ – der als Sensation empfundene Sieg der Nationalmannschaft über Ungarn bei der Weltmeisterschaft 1954 in der Schweiz – zum 50. Mal jährt. Die Spiele um das runde Leder – genauer: die Gespräche und die Fachsimpeleien darüber – sind aufgrund der enormen Popularität des Sports und seiner Breitenwirkung offenkundig zu zuverlässigen Indikatoren für Stimmungen und die geistige Verfassung einer Gesellschaft geworden.

Indes sind diese Bedeutungszuschreibungen, die der Fußball im Laufe seiner Geschich-

¹ Vgl. Wolfram Pyta, Sportgeschichte aus der Sicht des Allgmeinhistorikers, in: Andrea Bruns/Wolfgang Buss (Hrsg.), Sportgeschichte erforschen und vermitteln, Hamburg 2009, S. 9–21.

te erfahren hat, oft nur zu verstehen, wenn sie vor dem Hintergrund der wirtschaftlichen Entwicklungen und Verwertungsinteressen im Fußball betrachtet werden. Hier ist Hans-Ulrich Wehler zuzustimmen, der im letzten Band seiner Deutschen Gesellschaftsgeschichte Stellung gegen eine Kulturgeschichte bezog, die in der Tat in einer bisweilen weltfremden Weise ökonomische Fragestellungen schlichtweg ignoriert und daher nicht die „Synthesefähigkeit“ wie die Gesellschaftsgeschichte entwickelt hat.¹² Dabei ist Fußball seit der Zeit der Weimarer Republik ein gewaltiges Geschäft¹³ – eine Tatsache, die viele Historiker, die sich mit dem Sport beschäftigen, bislang nahezu vollständig ausgeklammert haben,¹⁴ weil sie sich ausschließlich mit Sport als Stifter von Identitäten und als Vehikel zur Verbreitung von Ideologien beschäftigten.

Doch welche Schlüsse können aus einer Geschichte der Bundesliga gezogen werden, die sich ihr unter kultur- und wirtschaftshistorischen Aspekten zu nähern versucht? Die Erkenntnisse, die im Rahmen eines dreijährigen Projekts an der Universität Stuttgart zutage gefördert wurden, sind nicht zuletzt aufgrund der Auswertung einer Vielzahl bislang unbekannter Dokumente derart vielfältig, dass an dieser Stelle lediglich drei Aspekte in einer stark verkürzten und daher etwas zugespitzten Form dargestellt werden können.¹⁵

Gemeinschaftsdiskurse, ökonomische Interessen und kaufmännische Seriosität

Der Fußball eignete sich stets dazu, ihn mit bestimmten Vorstellungen von Gemeinschaft zu verbinden. Als sich dieser Sport zum Ausgang des 19. Jahrhunderts in Deutschland auszubreiten begann, behaupteten seine zu-

meist bürgerlichen Repräsentanten,¹⁶ dass das Spiel den nationalen Gedanken fördere. In der Weimarer Zeit waren vermehrt Stimmen zu vernehmen, die den völkerverbindenden Charakter des runden Leders hervorhoben, während im „Dritten Reich“ der profane Kampf um das Tor dem „Volksgemeinschaftsgeist“ Vorschub leisten sollte.¹⁷ Nach dem Krieg hingegen, als dieser Gedanke diskreditiert war, wurde eine unverfänglichere Variante von Gemeinschaftsvorstellung gefunden, welcher der Fußball vermeintlich diene: Nun war der Sport angeblich von „Kameradschaft“ beseelt, einer Eigenschaft, mit der das „Wunder von Bern“ erklärt wurde und als deren vornehmster Repräsentant sich Fritz Walter, der legendäre Kapitän der Weltmeisterelf, profilieren konnte.

Solche sympathischen Zuschreibungen hatten zwei gravierende Wirkungen. Zum einen trugen sie dazu bei, die Akzeptanz des Fußballs in der bildungsbürgerlich orientierten bundesdeutschen Gesellschaft zu steigern. Immerhin galt es, den wenig schmeichelhaften Ruf dieses Sports als billiges Massenvergnügen zu überwinden. Zum anderen erleichterten sie es den Verantwortungsträgern in den großen Vereinen und beim DFB, unter dem fußballbegeisterten Publikum die Illusion zu erzeugen, als handle es sich bei den großen Stars der 1950er und 1960er Jahre um biedere Amateure, zumindest Halbamateure, die nur bescheiden für ihre Ballkünste entlohnt wurden. Dabei erhielten die besten Spieler bereits auf legalem Wege etwa das Sechsfache des damaligen durchschnittlichen Verdienstes eines vollzeitbeschäftigten Arbeitnehmers in der Bundesrepublik. Hinzu kamen nicht selten zusätzliche Einkünfte über Scheinarbeitsplätze, Sponsoringverträge, die Einrichtung von Kleinbetrieben oder Zahlungen aus „schwarzen Kassen“, die viele Vereine der Oberligen, ab 1963 der Bundesliga, außerhalb der offiziellen Bilanzen unterhielten. In anderen Worten: Die großen Fußballstars der Bundesrepublik waren schon in der Zeit des Wiederaufbaus großzügig entlohnte Profis, die sich oft nur noch zum Schein in anderen Berufen ablich-

¹² Vgl. Hans-Ulrich Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, Bd. 5: Bundesrepublik und DDR 1949–1990, München 2008, S. 362.

¹³ Vgl. Erik Eggers, *Fußball in der Weimarer Republik*, Kassel 2001, S. 154 ff.; Nils Havemann, *Fußball unterm Hakenkreuz. Der DFB zwischen Sport, Politik und Kommerz*, Frankfurt/M.–New York 2005, S. 67 ff.

¹⁴ Ähnlich trist ist der Zustand der sporthistorischen Literatur aus dem angelsächsischen Raum, worauf jüngst Stefan Szymanski verwiesen hat: *Economists and Sport History*, in: *Journal of Sport History*, 37 (2010), S. 76 f.

¹⁵ Die folgenden Ausführungen werden im Detail belegt in: Nils Havemann, *Samstags um halb 4. Die Geschichte der Fußballbundesliga*, München 2013.

¹⁶ Vgl. Christiane Eisenberg, *Fußball in Deutschland 1890–1914*, in: *Geschichte und Gesellschaft*, 20 (1994), S. 190.

¹⁷ Vgl. Rudolf Oswald, „Fußball-Volksgemeinschaft“. Ideologie, Politik und Fanatismus im deutschen Fußball 1919–1964, Frankfurt/M.–New York 2008.

ten ließen und nicht zuletzt über versteckte kommerzielle Aktivitäten finanziert wurden.

Die hervorragenden Verdienstmöglichkeiten, die sich jungen Fußballspielern eröffneten, wurden im Zuge der Bundesligagründung mit Bedacht geheim gehalten. Ein Grund war das Bewusstsein dafür, dass eine zu stark sichtbare Kommerzialisierung des Fußballs mit dem Harmonie-, Kompromiss- und Sozialgedanken des Rheinischen Kapitalismus nicht zu vereinbaren war. Viele Vorstände bevorzugten es angesichts der in den Medien und in der Anhängerschaft verbreiteten Empörung über die „Geschäftemacherei“, das gesamte Ausmaß der Bedeutung des Geldes im Fußball möglichst zu kaschieren. Dies erschien ihnen umso notwendiger, als sie großen Wert darauf legten, als gemeinnützig anerkannt zu bleiben, so dass sie in den Genuss einer Vielzahl steuerlicher Privilegien kamen (z.B. Befreiung von der Körperschaftsteuer, Vermögenssteuer und ab Ende der 1960er Jahre von der Vergnügungssteuer).

Aufschlussreich für die Charakterisierung der sozialen Marktwirtschaft in der Bundesrepublik waren die tatsächlichen Verhältnisse, die sich unter den Bedingungen eines scheinbar „gezügelter Kapitalismus“ einstellten: Während der DFB und die großen Vereine große Anstrengungen unternahmen, in der Öffentlichkeit das Bild von einem solidarisch und wirtschaftlich maßvoll operierenden Fußballbetrieb aufrechtzuerhalten, stellten sich im Hintergrund geradezu anarchisch anmutende Verhältnisse ein. Spieler und Trainer wurden derart großzügig entlohnt, dass trotz eines regen Zuschauerzuspruchs 14 der 18 Bundesligavereine im Frühjahr 1971 erhebliche Liquiditätsschwierigkeiten hatten. Die meisten Lizenzspielerabteilungen konnten nur dadurch vor der Insolvenz bewahrt werden, dass die Kommunen ihnen mit juristisch äußerst fragwürdigen Rettungsaktionen zu Hilfe eilten, Steuerschulden erließen oder mit sonstigen Subventionen aus der Misere halfen.¹⁸ Geduldet, teilweise sogar gefördert durch politische Institutionen, hatte sich im Fußballoberhaus ein gehöriges Maß an Wirtschaftskriminalität in Form von Bilanzmanipulationen und Steuerhinterziehung ausgebreitet. Der gro-

ße Bundesligaskandal von 1971, der Kauf von zahlreichen Spielen, erklärt sich aus dieser jahrzehntelangen Finanzanarchie im deutschen Berufsfußball und war daher auch kein Novum: Schon zuvor hatte es Bestechungsversuche gegeben, mit denen der Ausgang einzelner Partien beeinflusst werden sollte.

Nun stellt die Bundesliga zweifellos nur einen Ausschnitt der Gesellschaft dar. Doch gerade weil die Vorstände der Vereine und Verbände in einem auffällig hohen Maß von Kaufleuten, Unternehmern und Juristen beherrscht wurden, stellt sich die Frage, ob angesichts der oft zu hörenden Klage über den vermeintlichen „Raubtierkapitalismus“ der Gegenwart die verklärende Verherrlichung der sozialen Marktwirtschaft der frühen Bundesrepublik nicht unangemessen ist. Vielmehr drängt sich die Hypothese auf, dass Geschäftsinteressen, Gewinnorientierung und die angeblich so große „Gier“ von „Eliten“ bis weit in die 1980er Jahre hinein lediglich besser hinter der gesellschaftlich erwünschten Fassade von Maß, Solidarität und möglichst geringen sozialen Ungleichheiten versteckt werden konnten als in Zeiten der „Globalisierung“. Anders gewendet: Was heute – aus welchen Gründen auch immer – in der Öffentlichkeit heftig skandalisiert und als Ausdruck „wachsender Ungleichheit“ gegeißelt wird, drang früher entweder nicht an die Öffentlichkeit oder rief keine sonderlich große Aufregung hervor. Daher sollten gegenwärtig hitzig diskutierte Fälle von prominenten „Steuersündern“ aus der Bundesliga über eine Tatsache nicht hinwegtäuschen: Im Vergleich zu den 1960er, 1970er und teilweise auch 1980er Jahren ist die kaufmännische Seriosität, Solidität und Integrität im heutigen Fußballoberhaus erheblich gestiegen. Dies wird nicht zuletzt daran ersichtlich, dass die 36 Vereine und Kapitalgesellschaften der beiden obersten Ligen immerhin wieder Steuern und Abgaben zahlen – laut Auskunft der Deutschen Fußball Liga (DFL) allein in der Saison 2010/11 knapp 719 Millionen Euro.¹⁹ In der Saison 1970/71 hingegen hatten zahlreiche Bundesligisten die Entrichtung fälliger Steuern und Abgaben eingestellt oder arbeiteten mithilfe des DFB bei den zuständigen Justiz- und Finanzbehörden an weiteren Subventionen für ihre Lizenzspielerabteilungen.

¹⁸ Besonders häufig zu beobachten in Gelsenkirchen, München und Berlin. Vgl. N. Havemann (Anm. 5), S. 167 ff., S. 327 ff., S. 380 ff.

¹⁹ Vgl. DFL (Hrsg.), Bundesliga. Report 2012, o.O. 2012, S. 18.

Subventionen und Konkurrenzfähigkeit

Die strahlenden sportlichen Erfolge des bundesdeutschen Fußballs in den frühen 1970er Jahren täuschen also darüber hinweg, dass er damals schon schwer krank war und dass die große Krise, die er wenige Jahre später durchlaufen sollte, eine Folge jener Fehler war, die im Jahrzehnt zuvor begangen worden waren. Denn einer der stärksten Gründe für den verheerenden finanziellen Zustand des gesamten Bundesligabetriebs in jener Zeit war die enge Liaison zwischen den großen Vereinen und der öffentlichen Hand.

So sehr es Politiker lieben, Steuerehrlichkeit einzufordern, um das damit gewonnene Geld in Bildung investieren oder für die Herstellung „sozialer Gerechtigkeit“ ausgeben zu können: Das Fußballoberhaus war ein exzellentes Beispiel dafür, wie politische Institutionen, in diesem Fall vor allem die örtlichen Kommunen, dazu neigen, sich mit dem eingetriebenen Steuergeld zum Anwalt starker Lobbygruppen zu machen und der Verschwendung öffentlicher Mittel – dem legalen Zwilling der Steuerhinterziehung – Vorschub zu leisten. Ständig gaben sie Forderungen aus dem Berufsfußball nach und mischten somit in einem wirtschaftlichen Bereich mit, der nicht zu ihren eigentlichen Hoheitsaufgaben gehörte. Diese Entwicklung, die in einigen Städten bereits in den 1920er Jahren zu beobachten war, verstärkte sich mit dem beeindruckenden Siegeszug des Fernsehens, das die gesellschaftliche Bedeutung des runden Leders immer deutlicher vor Augen führte und somit auch Politikern verlockende Möglichkeiten der Selbstinszenierung eröffnete. Hinzu kam die Hoffnung vieler Kommunen, über einen Bundesligaveroin die lokale Wirtschaft stärken und das eigene Renomee fördern zu können.

Zahlreiche Bundesliga-Städte – Ausnahmen sind bislang nicht bekannt – halfen daher ihren sportlichen Aushängeschildern immer wieder über akute Liquiditätsschwierigkeiten hinweg, indem sie nicht nur Steuerschulden erließen und Zuschüsse leisteten, sondern bisweilen auch die halbseidenen Bilanzierungsmethoden der Vereine duldeten. Etliche Initiativen wurden gestartet, mit denen die Bundesligisten steuerlich weiter entlastet werden sollten, obgleich sie in der Realität die Zahlung von Steuern und Abgaben vielfach schon eingestellt hatten. Rechtliche Einwände innerhalb

der Kommunen gegen solche Rettungspakete wurden unter anderem mit dem Verweis auf ihre vermeintliche Alternativlosigkeit weg-gewischt, und die Lizenzspielerabteilungen erhoben sich bisweilen selbst zu gleichsam systemrelevanten Institutionen zur Aufrechterhaltung des Breitensports. Insofern ist die Geschichte der Bundesliga auch ein hervorragendes Beispiel für die Funktionsweise des bundesdeutschen Steuerstaates. Sie verleiht dem gegenwärtigen Furor über prominente Steuerstraftäter eine heuchlerische Note, die vom eigentlichen Missstand ablenkt: einer seit Jahrzehnten verfehlten Steuer- und Finanzpolitik, die jene bestraft, die solide zu wirtschaften und auf eigenen Beinen zu stehen versuchen. Denn im Grunde lief es immer wieder darauf hinaus, durch geschickte Lobbyarbeit für einzelne Gruppen neue Gesetze, Verordnungen und damit auch neue Steuerschlupflöcher zu schaffen, mit denen lange Zeit geübte Praktiken zwielichtiger „Steuervermeidung“ legalisiert wurden.¹⁰ Das Resultat dieser gewiss nicht nur in der Bundesliga zu beobachtenden Vorgehensweise war ein stetig komplizierter und absurder werdendes Steuerrecht, das selbst die Experten nicht mehr beherrschen und die angeblich angestrebte Einzelfallgerechtigkeit in ein hohes Maß an Rechtsunsicherheit verkehrt hat.

Das Fußballoberhaus war also Anfang der 1970er Jahre auf dem direkten Wege, zu einer Staatsbundesliga zu werden, in der grundlegende marktwirtschaftliche Regeln wie freier Wettbewerb, Eigenverantwortung, Gesetzes-treue oder die Koppelung von Gewinnaussicht und Verlustrisiko außer Kraft gesetzt worden waren. Die Konsequenzen dieser Missachtung marktliberaler Grundprinzipien waren gravierend: Anstatt bankrotte Vereine in die Insolvenz zu entlassen, flossen aus den Kassen der öffentlichen Hand beträchtliche Summen in die Bundesliga, mit denen wiederum nicht vornehmlich die Rechnungen kleiner Gläubiger bezahlt oder der Sportbetrieb der wirklichen Amateure finanziert, sondern die An-

¹⁰ Beispielhaft dafür stand der Umgang mit der Vergnügungssteuer, die eigentlich jeder Bundesligist zu entrichten hatte: Ende der 1960er Jahre war die wirtschaftliche Situation der Vereine derart katastrophal geworden, dass viele von ihnen diese Abgabe schlicht nicht mehr an die Kommunen überwiesen. Diese strebten nach und nach die Streichung dieser Steuer an und billigten somit nachträglich die Zahlungsverweigerung. Vgl. N. Havemann (Anm. 5), S. 204, S. 277.

sprüche beehrter Kicker befriedigt wurden.¹¹ Die kontinuierliche finanzielle Unterstützung der Bundesligisten durch den Staat trug zu einer Verlotterung aller guten Kaufmannssitten bei, begünstigte in Einzelfällen die Korruption und schläferte bei etlichen Vorständen den Ehrgeiz ein, die Vereine auf eine betriebswirtschaftlich gesündere Basis zu stellen.

Von dieser Warte aus hatte der große Bundesligaskandal von 1971 auch etwas Gutes: Die Kommunen begannen – nicht zuletzt unter dem Druck einiger unabhängiger Finanzbehörden und eigener finanzieller Probleme – ihr Verhältnis zum Berufsfußball zu überdenken. Dies bedeutete zwar nicht, dass sich der Staat vollständig von der Unterstützung der Bundesliga zurückzog. Auch in den Jahrzehnten darauf sollte es zahllose verwegene Aktionen zur Rettung bankrotter Lizenzspielerabteilungen geben. Aber zweifellos war eine allmähliche Abkehr von der Dauersubventionierung zu beobachten. Dies verdeutlichte den Vereinen, sich nach neuen Geldquellen umschaun zu müssen, wenn sie sich finanziell über Wasser halten wollten. Clubs wie dem Hamburger SV, dem FC Bayern München oder dem SV Werder Bremen wurde daher bewusst, dass es neuer Ideen bedurfte, um eine anspruchsvolle Profimannschaft finanzieren zu können. Sie beschlossen, den Geschäfts-, Entertainment- und Konkurrenzcharakter des Berufsfußballs nicht mehr hinter der bigotten Fassade des alten Wahlspruchs „Elf Freunde müsst ihr sein“ zu verstecken. Vielmehr ermöglichten sie durch den Übergang vom versteckten zum offenen Sponsoring eine neue Aufrichtigkeit im Umgang mit dem Kommerz. Andere Vereine hingegen wie Hertha BSC Berlin, der TSV 1860 München oder der FC Schalke 04, die sich weiterhin vornehmlich auf die staatlichen Quellen bei der Geldbeschaffung verließen,¹² verloren den Anschluss an die Konkurrenz und verschwanden somit für viele Jahre in die sportliche Bedeutungslosigkeit. Die zum Teil beachtlichen Erfolge, die Vereine wie der FC Bayern München, der Hamburger SV und der SV Werder Bremen in den 1980er und 1990er Jahren im Gegensatz zu den anderen genannten Traditionsvereinen feiern durften, können folglich als schlagender Beleg dafür gewertet werden, dass der Staat mit Subventionen die

Konkurrenzfähigkeit von Wirtschaftsbranchen eher beeinträchtigt als befördert.

Kritiker erblickten in der mit diesem Prozess einhergehenden Kommerzialisierung der Bundesliga den Verlust des kulturellen Wertes des Fußballs, der für viele Anhänger vor allem im rituellen Gemeinschaftserlebnis und im Ausdruck kollektiver, zumeist lokaler oder regionaler Identitäten bestand. Solche immer wieder zu vernehmenden Klagen über den vermeintlichen Verlust des „ideellen Kerns“ im Sport sowie des beschaulichen Charakters der Bundesliga ignorierten, dass dieser „ideelle Kern“ bereits im Spitzenfußball der 1920er Jahre nicht mehr existierte. Vielmehr wurden die vielen gewöhnlichen Geschäftsinteressen im Berufsfußball im Vergleich zu früheren Jahrzehnten lediglich transparenter. Da überdies die wirtschaftliche Entwicklung seit 1960 weltweit von einem gigantischen Wirtschaftswachstum und einer extremen Ausweitung der Geldmenge gekennzeichnet war,¹³ veränderten sich lediglich der Umfang der Geschäftstätigkeit und die Möglichkeiten des Kommerzes, nicht aber das grundsätzliche Interesse an der ökonomischen Verwertung des Kulturguts Fußball.

Verflüchtigung traditioneller Identitäten und Spiritualisierung des runden Leders

Interessant an der Geschichte der Fußballbundesliga ist darüber hinaus, wie ein Teil der Anhängerschaft auf die Entwicklung vom versteckten zum offenen Kommerz reagierte. Jedenfalls stellen die regelmäßigen Kundgebungen in den Stadien „gegen den modernen Fußball“ sowie die im Tenor ähnlichen Klagen vieler Journalisten über die Allgegenwart des Geschäfts viele herkömmliche Modernisierungstheorien infrage.¹⁴ Parolen wie „Holt euch das Spiel zurück“ oder die verbreitete Trauer über den angeblichen „Niedergang des Volksfußballs“¹⁵ zeugen nicht

¹¹ Vgl. ebd., u. a. S. 171 ff., S. 206 f., S. 378 f.

¹² Vgl. ebd., S. 327 ff., S. 377 ff.

¹³ Vgl. Axel A. Weber, Humankapital, Schulbildung und Wirtschaftswachstum, in: Hans-Joachim Bodenhöfer/Robert K. von Weizsäcker (Hrsg.), Bildung und Wirtschaftswachstum, Berlin 1998, S. 59 ff.

¹⁴ Vgl. zum Stand der Modernisierungsdiskussion auch die treffenden Ausführungen von Nina Degele/Christian Dries, Modernisierungstheorie. Eine Einführung, Paderborn 2005, S. 15.

¹⁵ Dietrich Schulze-Marmeling, Vom Spieler zum Fan, in: ders. (Hrsg.), „Holt Euch das Spiel zurück“. Fans und Fußball, Göttingen 1995, S. 11.

minder von dem Widerwillen gegen die notwendige Weiterentwicklung des modernen Sports, der in den vergangenen beiden Jahrzehnten lediglich neuere Möglichkeiten und Entwicklungen in der Informationstechnologie, in der Fernsehlandschaft und auf den internationalen Märkten nutzte, um die schon in der Zeit der Weimarer Republik erkennbaren ökonomischen Verwertungsinteressen der Hauptakteure zu befriedigen. Zunächst verdeutlichen solche Proteste, dass nicht nur viele Verantwortungsträger in der Politik, in den Vereinen und Verbänden, sondern auch viele Fans an der Basis eine starke Aversion gegen den marktliberalen Teil der sozialen Marktwirtschaft hegen. Dabei wäre es eigentlich ziemlich einfach: Wer die Preise für die Tickets als überhöht, ein Abonnement für die Bezahlender als maßlos teuer, die Gehälter der Spieler als „unmoralisch“ oder die ständige Präsenz von Reklame als unerträglich empfindet, wird nicht gezwungen, ins Stadion zu gehen, die Liveübertragung einzuschalten oder sich das Produkt zu kaufen, für das der umjubelte Ballkünstler Werbung macht.

Dass ungeachtet dieses ständigen Gezeters über die große Rolle des Geldes die Popularität der Bundesliga kontinuierlich gewachsen ist, deutet daher auf ihre enorme kulturelle Werthaltigkeit hin. Ein wesentlicher Grund dafür, dass der offene Kommerz die Anhängerschaft nicht dauerhaft vergraulte, war die Überführung traditioneller Identifikationen ins Transzendente, wo sie sich jeglicher rationalen Überprüfung entzogen. Vereinfacht ausgedrückt: In den Augen vieler Fans blieb die Lieblingsmannschaft Repräsentant der eigenen Region, einer sympathischen Weltanschauung oder einer bestimmten gesellschaftlichen Schicht, selbst wenn die Stars schon lange nicht mehr vornehmlich aus der Region kamen, eigentlich das glatte Gegenteil dieser sympathischen Weltanschauung verkörperten oder in ihrem Einkommen und Lebensstil längst der gesellschaftlichen Schicht entwichen waren, der sie vielleicht ursprünglich einmal angehört hatten. Dies weist auf ein hohes Maß an Realitätsverdrängung in einem großen Teil der Anhängerschaft hin, die sich mit einer unübersehbaren Tendenz zu irrationalen, quasireligiösen Verhaltensmustern vermengte. Das anschaulichste Beispiel für diese Entwicklung ist der FC Schalke 04, dessen Mitglie-

der sich mehrheitlich lange Zeit sträubten, die Umgestaltung des Vereins zu einem professionell geführten Wirtschaftsunternehmen mitzugehen. Hans-Joachim Fenne war trotz seiner kaum bestreitbaren Kompetenzen als Präsident der „Königsblauen“ auch deshalb nicht sonderlich beliebt, weil er 1981 behauptete: „Schalke als Weltanschauung, als Glaubensbekenntnis – das ist überholt.“¹⁶ Hingegen sprach der damalige Schalker Trainer Peter Neururer den Fans aus der Seele, als er behauptete, dass Schalke 04 „ein sportliches Glaubensbekenntnis“ sei.¹⁷

Auf den ersten Blick scheint vielen dieser quasireligiösen Ausdrucksformen, die an jedem Spieltag zu beobachten sind, die Ernsthaftigkeit zu fehlen. Doch dies täuscht. Selbst die beiden großen christlichen Kirchen in der Bundesrepublik merkten schon in den 1950er Jahren, dass sie ihre Mitglieder auch an den Fußball verloren, der ihnen all das zu bieten vermochte, wofür ursprünglich die traditionellen Glaubensgemeinschaften sorgten: Gemeinschaft unter Gleichgesinnten, ekstatische Erlebnisse, eine feste zeitliche Struktur abseits der alltäglichen Verpflichtungen, rituelle Handlungen und in diesem Sinne religiöse Vollzüge. Diese verbreitete Emotionalisierung und Spiritualisierung des runden Leders erschüttern daher die Behauptung, wonach die westlichen Gesellschaften in den zurückliegenden Jahrhunderten einen Prozess der Aufklärung durchlaufen hätten, der geistesgeschichtlich oft als Sieg der Vernunft gefeiert wurde.

Zu diesen irrationalen Verhaltensweisen unter den Anhängern gehörte es, vor allem den DFB für den Verlust des „ideellen Kerns“ im Fußball verantwortlich zu machen. In dem Maße, wie seit den 1970er Jahren der Kommerz nicht mehr schamvoll verhüllt wurde, sondern immer deutlicher an die Oberfläche trat, verfestigte sich das Feindbild von einer vermögenden Organisation, deren Funktionäre sich angeblich am Sport persönlich zu bereichern versuchten. Die Frustrationen über diesen scheinbar ungehemmten Materialismus gingen bisweilen mit der Behauptung einher, dass der DFB eine „konservative“, „rechte“ oder gar

¹⁶ Das Schalker Herz wurde inzwischen vom Hirn eingeholt, in: Schalker Kreisel, Nr. 41 vom 25.10.1981.

¹⁷ Neururer: Mit Kratzen, Beißen, Spucken aus dem Tief, in: Schalker Kreisel, Nr. 39 vom 2.5.1989.

„faschistische“ Vereinigung sei.¹⁸ Nicht zuletzt die oft skandalisierten Ereignisse um die Weltmeisterschaft 1978 in Argentinien, als der nach Buenos Aires emigrierte Altnazi Hans-Ulrich Rudel im DFB-Trainingsquartier in Ascochinga auftauchte und sich der Verband überdies weigerte, gegen die Verletzung der Menschenrechte im Gastgeberland zu protestieren, schienen dies zu bestätigen. Wie die Quellen nun belegen, laufen all diese Vorwürfe ins Leere: Zwar war der DFB in der Tat ein an betriebswirtschaftlichen Denk- und Handlungsweisen orientierter Verband, und es gab in der Bundesrepublik nur wenige Organisationen, die derart konsequent ihre Interessen bei den politischen Instanzen durchzusetzen vermochten. Doch wäre es nach den Vorstellungen des DFB gegangen, wäre der Kommerz weiterhin hinter der Fassade des gemeinnützigen Fußballs verborgen geblieben. Was seine Haltung zur Militärdiktatur in Argentinien anbelangte, so war es die sozialliberale Regierungskoalition unter Helmut Schmidt und Hans-Dietrich Genscher, die den Verband zur Zurückhaltung gegenüber den Generälen ermahnte: Nachdem DFB-Präsident Hermann Neuberger wenige Wochen vor dem WM-Start erklärt hatte, eventuell die Bemühungen von Amnesty International unterstützen und sich gezielt für politisch Verfolgte einsetzen zu wollen, wurde er von der damaligen Staatsministerin im Auswärtigen Amt, Hildegard Hamm-Brücher, gemäßregelt, die im Namen der Regierung die Proteste der Menschenrechtsorganisation als eine unerwünschte Einmischung in innere Angelegenheiten bezeichnete.¹⁹ Und Rudel kam nicht auf offizielle Einladung des DFB, sondern als persönlicher Freund des damaligen Bundestrainers Helmut Schön ins Quartier: Sie hatten sich Jahrzehnte zuvor über Schöns Vorgänger Sepp Herberger kennengelernt.

Die Bundesligageschichte hält also eine weitere wichtige Erkenntnis parat: Der Sport ist und bleibt ein Feld intensiver Vergemeinschaftungsprozesse, die nicht unbedingt aus einer gemeinsamen Begeisterung für eine widerliche Weltanschauung erwachsen müssen.

¹⁸ Vgl. zu solchen unsinnigen Behauptungen auch die erhellenden Erläuterungen von Markwart Herzog, *Fußballsport in der Zeit des Nationalsozialismus*, in: A. Bruns/W. Buss (Anm. 1), S. 51 f.

¹⁹ Vgl. N. Havemann (Anm. 5), S. 253 f.

Henning Vöpel

Wirtschaftsmacht Bundesliga

Die Bundesliga feiert in diesem Jahr ihren 50. Geburtstag. Passend zum Jubiläum standen sich am 25. Mai 2013 mit Bayern München und Borussia Dortmund erstmals zwei deutsche Mannschaften im Finale der Champions League gegenüber. Das rein deutsche Finale dokumentiert eindrucksvoll, wie erfolgreich sich die Bundesliga in den vergangenen Jahren

Henning Vöpel

Dr. rer. pol., geb. 1972; Professor für Volkswirtschaftslehre an der Hamburg School of Business Administration; wissenschaftlicher Mitarbeiter am Hamburgischen Weltwirtschaftsinstitut (HWWI), Heimhuder Straße 71, 20148 Hamburg.
voepel@hwwi.org

auch international entwickelt hat. Kaum noch etwas erinnert heute an die Anfänge der Bundesliga in der ersten Saison 1963/64. Das Spiel selbst ist fast unverändert geblieben, die wirtschaftlichen Dimensionen haben sich dagegen grundlegend gewandelt: Fußball ist mittlerweile ein Milliardengeschäft – über zwei Milliarden Euro Umsatz hat die Bundesliga in der Saison 2011/12 gemacht. Die Popularität des Fußballs hat fast die gesamte Bevölkerung erreicht. Das wiederum lockt Medien und Sponsoren. Die Kommerzialisierung und die Popularität des Fußballs bringen indes auch Probleme mit sich: Der Fußball ist „attraktiv“ geworden für Wettmanipulationen und Korruption; darüber hinaus wird er wieder zunehmend als öffentliche Bühne für Gewalt und Rassismus missbraucht. Ob er will oder nicht, der Fußball übernimmt in diesem Spannungsfeld eine wichtige soziale Funktion und Verantwortung.

Der Konflikt zwischen voranschreitender Kommerzialisierung und bewahrender Tradition hat die Frage aufgeworfen, wem eigentlich der Fußball gehört – den Fans, den Funktionären oder gar den Sponsoren und Medien? Die rechtliche Autonomie des Fußballs, seine wirtschaftliche Monopolstellung und seine gesellschaftliche Bedeutung haben in Teilen eine „Parallelwelt“ geschaffen, die eigenen Gesetzmäßigkeiten gehorcht. Der

Profifußball besteht mittlerweile aus einer Reihe von Akteuren mit sehr unterschiedlichen wirtschaftlichen Interessen, Netzwerken, tradierten Normen und branchenspezifischen Handlungsmustern. Aus diesem Gefüge entstehen Strukturen, Abhängigkeiten und Konflikte. Im Folgenden werden die wichtigsten Zusammenhänge des Fußball-Business rund um die Bundesliga dargestellt und diskutiert.

Ökonomische Entwicklung

Fußball dominiert mit großem Abstand den professionellen Sport in Deutschland – das gilt für die Zahl der Aktiven wie auch passiv Interessierten, aber viel mehr noch gemessen an wirtschaftlichen Kennzahlen. Nach Umsatz rangiert selbst die 3. Liga im Fußball noch vor der Handball-Bundesliga (HBL), der Deutschen Eishockeyliga (DEL) und der Deutschen Basketball-Bundesliga (BBL).¹ Der Abstand des Fußballs wächst sogar noch – die Weltmeisterschaft 2006 in Deutschland hat ihm einen zusätzlichen Schub verliehen. Nahezu alle Alters- und Einkommensschichten interessieren sich für Fußball, insgesamt zwei Drittel der Bevölkerung. Über 44 000 Zuschauer kommen durchschnittlich pro Spiel in die Stadien. Mit der Saison 2011/12 hat die Bundesliga beim Umsatz sogar die Zwei-Milliarden-Euro-Grenze überschritten. In der Saison 2001/02 war es noch rund eine Milliarde Euro. Auch die Zweite Bundesliga entwickelt sich solide. Die Kombination aus sportlichem Erfolg und gesunder finanzieller Basis machen die Bundesliga womöglich zu einem Erfolgsmodell und Vorbild auch auf europäischer Ebene.

Interessant ist die Verteilung der Einnahmen und Ausgaben der Bundesligaver-eine. Die Einnahmen aus dem Ticketverkauf (441 Millionen Euro), der Werbung (553 Millionen Euro) und den Medienrechten (546 Millionen Euro) machen mit jeweils rund einem Viertel den größten Anteil an den Gesamteinnahmen aus. Die Struktur

der Einnahmen ist über die vergangenen Jahre nahezu konstant gewesen; der relativ stabile und ausgeglichene Mix kann als Vorteil gegenüber einer zu einseitigen Finanzierung und unerwarteten Ausfällen von Einnahmen gesehen werden. Den Einnahmen in Höhe von 2,08 Milliarden Euro standen in der Saison 2011/12 Aufwendungen in Höhe von 2,02 Milliarden Euro gegenüber. Die Bundesliga hat damit einen Überschuss von rund 60 Millionen Euro erzielt. Den größten Posten bei den Aufwendungen machen die Spielergehälter mit 787 Millionen Euro aus, was einem Anteil an den Gesamtaufwendungen von 39 Prozent entspricht.²

Die Bundesliga ist wirtschaftlich weitgehend gesund – abgesehen von einzelnen Clubs, die sich aufgrund hoher Investitionen und unerwartet geringem sportlichen Erfolg nun konsolidieren müssen. Ein Blick in die Bilanzen bestätigt die gute Verfassung der Bundesliga: Das Eigenkapital der Vereine betrug zum 30. Juni 2012 rund 779 Millionen Euro. Auf der Aktivseite stehen das Sach- und Anlagevermögen und die Forderungen, auf der Passivseite die Verbindlichkeiten und als Saldo aus Vermögen plus Forderungen minus Verbindlichkeiten das Eigenkapital. Auf der Aktivseite stehen unter anderem Finanzanlagevermögen in Höhe von 474 Millionen Euro, Sachanlagevermögen in Höhe von 237 Millionen Euro und ein Spielervermögen in Höhe von 371 Millionen Euro zu Buche, auf der Passivseite unter anderem 624 Millionen Euro an Verbindlichkeiten. Die Eigenkapitalquote, das ist der Anteil des Eigenkapitals an der Bilanzsumme (Gesamtkapital), beträgt damit rund 44 Prozent.

Besonders eindrucksvoll ist die Entwicklung der Fernsehgelder in der Bundesliga. Gab es in den Anfängen der Bundesliga „nur“ eine knappe halbe Million Euro, sind es ab der Saison 2013/14 rund 628 Millionen Euro. Die Liberalisierung der Telekommunikationsmärkte und das Aufkommen des Privatfernsehens haben maßgeblich dazu beigetragen. Zweifelhaft ist aus ökonomischer und ordnungspolitischer Sicht, ob die öffentlich-rechtlichen Anstalten um Fußballrechte

¹ Die 3. Liga erzielte 2010/11 einen Umsatz von 112,3 Millionen Euro, die HBL 84,4 Millionen, die DEL 79,2 Millionen und die BBL 60,9 Millionen. Der Umsatz der Fußball-Bundesliga lag in jener Saison bei über 1,9 Milliarden Euro. Vgl. Finanzreport deutscher Profisportligen, in: Sponsors, (2011) 12, S. 55.

² Vgl. Deutsche Fußball Liga (Hrsg.), Bundesliga Report 2013, Frankfurt/M. 2013, online: www.bundesliga.de/media/native/autosync/report_2013_dt_72dpi.pdf (3.6.2013).

mitbieten sollten, da es kein Versagen privater Märkte gibt und Fußball nicht im engeren Sinne zum öffentlich-rechtlichen Programmauftrag gehört.

Geben und Nehmen

Nicht zuletzt macht sich der Wirtschaftsfaktor Fußball auch fiskalisch bemerkbar. Die Bundesliga zahlte in der Saison 2011/12 insgesamt fast 662 Millionen Euro an Steuern und Abgaben, davon 174 Millionen Umsatzsteuer (abzüglich Vorsteuer) und 363 Millionen Euro Lohnsteuer. Allerdings profitiert die Bundesliga auch in besonderer Weise von öffentlich finanzierter Infrastruktur, etwa von der Zuwegung zu Stadien, dem öffentlichen Nahverkehr, Subventionen bei Stadionbauten oder Polizeieinsätzen an Spieltagen.

Gerade in strukturschwachen Regionen stellen Bundesligavereine oftmals einen wichtigen Wirtschaftsfaktor dar. Um zu verhindern, dass die positiven regionalwirtschaftlichen Effekte durch einen etwaigen Abstieg in Gefahr geraten, unterstützen Kommunen den ortsansässigen Verein oftmals auf vielfältige Weise, etwa durch Aufschub von Schulden oder mithilfe von Subventionen bei Stadionneubauten. Da eine andere Nutzung eines Fußballstadions als durch den regionalen Fußballclub ohnehin kaum möglich ist, stellt der kommunale Besitz des Stadions oft nur eine verdeckte Finanzhilfe für den Verein dar. In Europa befinden sich über die Hälfte der Stadien und Trainingsanlagen im kommunalen Besitz.[¶]

Solche staatlichen und kommunalen Hilfen stellen jedoch potenziell auch eine Wettbewerbsverzerrung dar. Vereine mit hoher regionaler Bedeutung antizipieren sogar einen möglichen *bailout* durch die Kommune und gehen stärker ins finanzielle Risiko. Und tatsächlich fangen die Kommunen in finanzielle Nöte geratene Vereine oftmals auf, was gerade in Zeiten überschuldeter Kommunen höchst umstritten ist.[¶]

[¶] Vgl. UEFA, Benchmarking-Bericht zur Clublizenzierung in Europa – Finanzjahr 2011, Nyon 2012.

[¶] Im März 2012 erklärten der EU-Wettbewerbskommissar Joaquín Almunia und der UEFA-Präsident Michel Platini, künftig stärker gegen Staatshilfen im Fußball vorzugehen, um Wettbewerbsverzerrungen zu vermeiden.

Internationaler Vergleich

Die Bundesliga agiert nicht allein auf dem heimischen Markt, sondern ist über die Wettbewerbe des europäischen Fußballverbandes UEFA und die Auslandsvermarktung auch auf internationalen Märkten engagiert. Ein guter Gradmesser für die wirtschaftliche und sportliche Entwicklung der Bundesliga ist ihre Position gegenüber den anderen großen europäischen Ligen. Ein internationaler Vergleich ist jedoch insofern schwierig, als sich die heimischen Märkte und damit das Erlöspotenzial zwischen den nationalen Ligen erheblich unterscheiden. Deutschland stellt gemessen an Einwohnerzahl, Pro-Kopf-Einkommen und Fußball-Affinität den größten Markt in Europa dar. Insoweit ist es nicht überraschend, dass die Zuschauerzahlen in den Stadien und vor dem Fernsehen höher sind. Entsprechend hoch sind die Erlöse aus dem heimischen Markt. Andere europäische Ligen dagegen sind in der internationalen Vermarktung erfolgreicher, wie etwa die spanische Primera División, die aufgrund ihrer vielen Stars attraktiv ist, oder die englische Premier League, die wegen des Commonwealth historisch bedingt einen großen internationalen Markt findet.

Was den Gesamtumsatz aus TV-Rechten, Werbung, Sponsoring, Merchandising und Ticketing betrifft, führt die Premier League die Rangliste der großen Fußballligen seit Jahren unangefochten an (Umsatz 2010/11: 2,5 Milliarden Euro). Es folgen dahinter die Bundesliga (1,75 Milliarden Euro), die Primera División (1,72 Milliarden Euro) und die italienische Serie A (1,55 Milliarden Euro), mit etwas Abstand dann die französische Ligue 1 (1,04 Milliarden Euro).[¶] Im Zeitverlauf zeigt sich, dass die Einnahmen für alle Ligen kontinuierlich steigen. Die globale Finanzkrise und die europäische Schuldenkrise haben aber dazu geführt, dass auch der Fußball, wenngleich sich dieser ziemlich robust und krisenfest gezeigt hat, einen Rückgang des Umsatzwachstums hinnehmen musste. Der italienische Fußball hat in den vergangenen Jahren insgesamt an Bedeutung eingebüßt – in den 1980er Jah-

[¶] Der Bundesliga-Umsatz weicht hier von der oben genannten Zahl ab, da in diesem Vergleich die Transfererlöse nicht enthalten sind. Vgl. Deloitte, Annual Review of Football Finance, London 2012.

ren noch führend, haben marode Stadien, Gewalt und Rassismus unter den Fans, aber auch Korruptionsskandale unter den Funktionären zu einem Abstieg der Serie A geführt.

Die umsatzstärksten Ligen sind zugleich die sportlich erfolgreichsten: In der UEFA-Fünfjahreswertung, in der sich die Erfolge der Vereine in den europäischen Wettbewerben jeweils in Punkten für ihr Land niederschlagen, führt Spanien vor England, Deutschland, Italien und Frankreich. Die Bundesliga ist in den vergangenen Jahren deutlich dichter an Spanien und England herangerückt. So offensichtlich zunächst der Zusammenhang zwischen Umsatz und sportlichem Erfolg sein mag, die Kausalität ist indes nicht eindeutig: Wer erfolgreich ist, verzeichnet zwar hohe Einnahmen und kann mehr für gute Spieler ausgeben. Wichtig ist darüber hinaus aber nicht nur die Höhe des Gesamtumsatzes, sondern auch dessen Verteilung: Es fällt auf, dass zum Beispiel der Umsatz der Primera División deutlich geringer ist als in der Premier League; jedoch konzentrieren sich die Umsätze im Wesentlichen auf Real Madrid und den FC Barcelona, was jedenfalls zum Teil den sportlichen Erfolg Spaniens erklärt.

„Monopol Bundesliga“

Im Zuge der Kommerzialisierung des Fußballs sind viele lukrative Märkte entstanden. Das „Produkt“, das im Mittelpunkt steht, ist der Fußball selbst, also der Spielbetrieb. Dieses wird gemeinschaftlich von den Vereinen erstellt. Gleichzeitig befinden sich die Vereine in Konkurrenz zueinander. Dieses Spannungsfeld zwischen dem individuellen Bestreben, als Verein möglichst erfolgreich zu sein, und dem kollektiven Ziel, eine möglichst spannende Liga mit einem entsprechend hohen Zuschauerzuspruch und hoher Vermarktbarkeit anzubieten, wird oft als „assoziative Konkurrenz“ bezeichnet. Wie ausgeglichen eine Liga wirklich sein muss, um attraktiv für den Zuschauer zu sein, und wie man den Spannungsgrad am besten misst, ist empirisch eine schwierige Frage. Zuschauer können auch daran interessiert sein, internationale Stars oder – wie im DFB-Pokal – „Goliath“ gegen „David“ verlieren zu sehen.

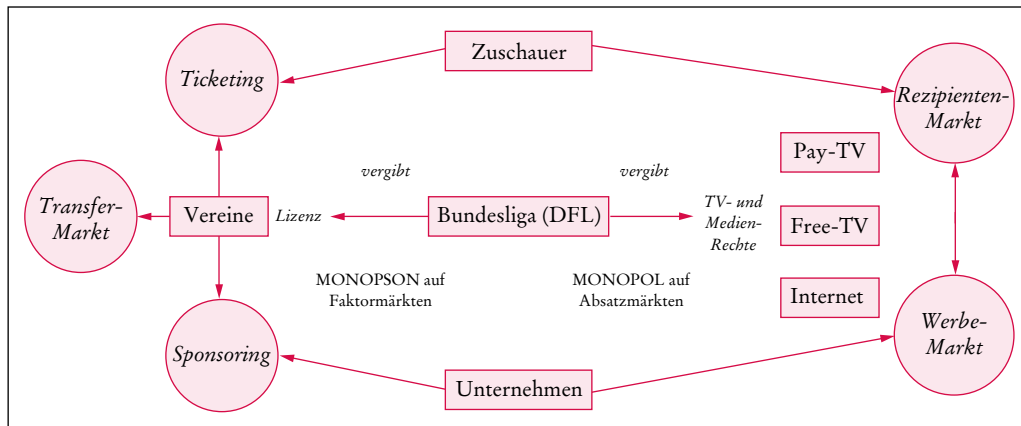
Im Gegensatz zu den USA, wo der Profisport in „geschlossenen“ Ligen organisiert ist, ist in Europa die „offene“ Liga mit Auf- und Abstieg vom Profibereich bis hinunter in den Amateurbereich das vorherrschende Modell. Der Anbieter von Fußball in Deutschland ist die Deutsche Fußball Liga (DFL), in der die Profivereine organisiert sind. Sie vergibt einerseits die Lizenzen an die Vereine für den Spielbetrieb und vermarktet andererseits die Fernseh- und Werberechte. Aus ökonomischer Sicht tritt die DFL damit als Monopolist auf den Absatzmärkten und als Monopsonist (einziger Nachfrager) auf den Faktormärkten auf (*Abbildung*). Die Nachfrage nach Trainern, Spielern, Beratern etc. konzentriert sich bei der DFL als Vertretung der Profivereine. Auf der Vermarktungsseite schöpft die DFL sämtliche Monopolrenten ab: Werden zum Beispiel die TV-Rechte exklusiv an einen Sender vergeben, ist dieser Monopolist auf dem Programmmarkt und kann entsprechende Werbeerlöse erzielen. Diese kalkuliert der Sender aber im Auktionsverfahren um die TV-Rechte schon ein, so dass letztlich diese Einnahmen über die TV-Rechte an die DFL fließen.

Häufig wird beklagt, dass die Einnahmen aus der medialen Vermarktung, insbesondere der Fernsehrechte, im Vergleich zu anderen europäischen Ligen zu gering seien. Dagegen sind die Werbeeinnahmen in der Bundesliga deutlich höher als in anderen Ländern. Wird Fußball stärker im Free-TV vermarktet, verzichtet man möglicherweise auf Mehreinnahmen aus einer alternativen Pay-TV-Vermarktung, jedoch ist im Free-TV die Zahl der Zuschauer deutlich höher und es wird für Unternehmen attraktiver, mehr Geld für Sponsoring auszugeben. Auch lohnen sich Werbespots eher im Umfeld von Fußballsendungen im Free-TV; die Fernsehanstalten erlösen mehr Geld und können im Bieterwettbewerb um die TV-Rechte ihre Angebote erhöhen, wodurch auf Umwegen die Einnahmen letztlich dem Fußball zufließen.

Wettbewerb zwischen Vereinen und Ligen

Proficlubs haben mit „Vereinen“ im engeren Sinne kaum noch etwas zu tun. Sie sind zu echten Unternehmen geworden. Ihr Management hat sich professionalisiert, es gibt

Abbildung: Akteure und Märkte im Fußball-Business



Quelle: eigene Darstellung.

ein Corporate Governance, das die Aufgaben von Vorständen und deren Kontrolle durch Aufsichtsräte regelt. Und schließlich hat sich die Rechtsform von Fußballclubs gewandelt. Immer häufiger wird die Lizenzspielerabteilung eines Vereins „ausgelagert“, um professioneller und unabhängiger agieren zu können, zum Beispiel in der Frage der Finanzierung und der Mitbestimmung. In Europa sind nur noch knapp ein Drittel der Clubs echte Vereine.

Nicht ganz so klar ist indes der Unternehmenszweck. Anders als für „normale“ Unternehmen geht es den Proficlubs nicht um Gewinnmaximierung, eher schon um Erlösmaximierung, um mit den Einnahmen in den sportlichen Erfolg zu investieren. Mediale Aufmerksamkeit, Prestige für Vereinsfunktionäre und Zufriedenheit bei den vielfältigen „Stakeholdern“ eines Vereins, von den Fans über die Medien bis hin zu den Sponsoren, dürften zu den diffusen Zielen eines Vereins gehören. Vereine konkurrieren primär um sportlichen Erfolg und – daraus abgeleitet – um Zuschauer, Sponsoren und natürlich Spieler. Mit dem bekannten „Bosman-Urteil“ sind 1995 Ablösesummen bei abgelaufenen Verträgen und „Ausländerquoten“ vom Europäischen Gerichtshof als unvereinbar mit dem Grundrecht auf Arbeitnehmerfreizügigkeit im Europäischen Binnenmarkt erklärt worden. Dieses Urteil bedeutete eine starke Veränderung des Wettbewerbs zwischen den Vereinen, die seitdem – in nationalen Ligen organisiert – auf internationalen Transfermärkten agieren.

Der Wettbewerb zwischen den Vereinen ist ein spezieller – er gleicht einem „Rattenrennen“: Es kommt darauf an, unter allen Umständen vor seinen Konkurrenten ins Ziel zu gelangen. Die ökonomischen Anreize in einem solchen *rat race* sind extrem, denn es zählt nur der erste Platz; nur der Sieger erhält das „große Stück Käse“.¹⁶ Übertragen auf den Fußball bedeutet dieses: Wer Meister wird, qualifiziert sich für die Champions League, kassiert viel Geld, welches in die Mannschaft reinvestiert werden kann und dafür sorgt, dass man die einmal eroberte Position behaupten und sogar festigen kann. Am Ende aber kann nur einer als Erster durch das Ziel gehen und nur für einen die Rechnung tatsächlich auch aufgehen. Diese Art von Wettbewerb wird auch „positionaler“ Wettbewerb genannt. Die Anreize sind sehr kurzfristig angelegt, was erklärt, weshalb im Fußball die verantwortlichen Funktionäre so ungeduldig sind und oftmals Trainer vorzeitig entlassen, bevor diese überhaupt ihr Konzept haben umsetzen können. Die Anreize, dem kurzfristigen Erfolg nachzulaufen, können zudem zu einem „Überinvestitionsverhalten“ führen.¹⁷ Die Vereine verschulden sich in der Erwartung, an das große Geld zu gelangen, mit dem sie dann – so die Kalkulation – die Schulden begleichen können.

¹⁶ Vgl. George A. Akerlof, Economics of caste and of rat race and other woeful tales, in: Quarterly Journal of Economics, 90 (1996), S. 599–617.

¹⁷ Vgl. Henning Vöpel, Wettbewerb und Regulierung in der Fußball-Bundesliga, in: Wirtschaftswissenschaftliches Studium, 38 (2009) 12, S. 629–634.

Die natürliche Monopolisierungstendenz in Ligawettbewerben steht in Konflikt zu dem übergeordneten Ziel einer professionellen Liga, nämlich einen spannenden und attraktiven Wettbewerb zu „produzieren“. Der Unterhaltungswert des Sports entsteht zu Teilen aus der Unvorhersagbarkeit des Ausgangs (*Uncertainty-of-outcome-Hypothese*). Es liegt daher im kollektiven Interesse der Vereine, die gemeinsame Grundlage des kommerziellen Erfolgs, die Ausgeglichenheit zwischen den Vereinen (*competitive balance*) und somit die Spannung der Liga zu erhalten.¹⁸ Um die beschriebenen Monopolisierungstendenzen abzuschwächen, ist der Ligawettbewerb häufig reguliert. In der Bundesliga findet ein Finanzausgleich statt. Die Fernsegelder aus der Zentralvermarktung werden unter den Vereinen nach einem Schlüssel aufgeteilt. Eine zentrale Vermarktung der TV-Rechte, wie sie in der Bundesliga praktiziert wird, ist jedoch – anders als oft behauptet wird – keine Voraussetzung für eine Umverteilung der Erlöse; dies kann auch bei Einzelvermarktung über einen gemeinsamen Pool erfolgen.¹⁹

In der Bundesliga sind die finanziellen Unterschiede zwischen den Vereinen trotz Umverteilung der Einnahmen sehr groß. Allerdings zeigt sich, dass ihre Platzierung am Saisonende nicht immer mit der Höhe ihres Lizenzspieleretats korreliert. Immer wieder werden vor allem durch kleinere Vereine neue und junge Talente entdeckt. Viele der Vereine, die überraschende Erfolge feierten, wie zuletzt der SC Freiburg oder Eintracht Frankfurt, stecken jedoch in einer Art „Erfolgss Falle“: Durch den sportlichen Erfolg steigt der Marktwert ihrer Spieler. Steigen die Einnahmen nicht in gleichem Ausmaß mit, sind die Spieler nicht refinanzierbar und werden an andere Vereine abgegeben. Die Folge: Vereine wie Freiburg oder Frankfurt fallen wieder in ihre Ausgangslage zurück, bevor sie eine nachhaltige Aufwärtsentwicklung initiieren können. Um dieser Falle zu entgehen, muss

ein Verein sich schon fast notwendig für die Champions League qualifizieren. Die UEFA schüttete in der Saison 2012/13 über 1,2 Milliarden Euro an Prämien für die Teilnehmer an der Champions League und der Europa League aus, davon rund 900 Millionen allein für die Champions League. Als fixe Prämie gibt es für jede der 32 teilnehmenden Mannschaften 8,6 Millionen Euro, der Sieger der Champions League kann insgesamt über 60 Millionen Euro einnehmen. Hinzu kommen bei einem solchen Erfolg noch Zuwächse bei den Einnahmen aus Merchandising, Sponsoring und schließlich steigt auch der Wert des Kaders.

In einer schwierigen finanziellen Situation befindet sich die 3. Liga. Sie stellt das Bindeglied zwischen dem Amateurbereich und dem Profifußball dar. Oftmals haben die ambitionierten Drittligisten ähnlich hohe Kosten, aber deutlich geringere Einnahmen als die Vereine der Zweiten Bundesliga. Gelingt der Aufstieg nicht, geraten Vereine oft in finanzielle Probleme, weil sich der teure Kader nicht lange mit den geringen Einnahmen finanzieren lässt. Eine stärkere Angleichung der Einnahmen könnte hier die sportliche Durchlässigkeit zwischen den Ligen und insbesondere zwischen der Dritten und der Zweiten Liga deutlich erhöhen. Zwar ist die Durchlässigkeit durch Auf- und Abstieg formal gegeben, zumeist handelt es sich dabei aber um „Fahrstuhlmannschaften“, die zwischen den Ligen hin- und herpendeln, aber kaum Chancen haben, sich zu etablieren.

Auf europäischer Ebene gibt es einen exklusiven „Club“ von Clubs, die sich aufgrund ähnlicher Interessen ehemals zu der sogenannten G14 zusammengeschlossen haben.¹⁰ Ihre Verhandlungsmacht gegenüber der UEFA ist relativ groß und so gibt es immer wieder mal die Drohung dieser Vereine, sich abzuspalten und eine eigene europäische Liga zu gründen. Das Marktpotenzial dieser Vereine ist riesig; allein der Erlös von Real Madrid betrug in der Saison 2011/12 erstmals über eine halbe Milliarde Euro. Schlüssel für den dauerhaften Aufstieg von Vereinen in die europäische Spitze ist nationale Dominanz; sie garantiert die wiederkehren-

¹⁸ Vgl. u.a. Stefan Szymanski, *Income inequality, competitive balance and the attractiveness of team sports: some evidence and a natural experiment from English soccer*, in: *The Economic Journal*, 111 (2001), S. F69–F84.

¹⁹ Vgl. Jörn Kruse/Jörn Quitau, *Fußball-Fernsehrechte – Aspekte der Zentralvermarktung*, Diskussionspapier Nr. 14, Universität der Bundeswehr Hamburg 2003.

¹⁰ Mittlerweile ist die „G14“ durch die European Club Association (ECA) ersetzt worden, der 207 Vereine aus 53 UEFA-Mitgliedsländern angehören.

den Einnahmen aus der Champions League. Dies gilt jedoch nur für Vereine aus Ländern mit einem großen heimischen Fußballmarkt. Der Unternehmenswert vieler europäischer Spitzenclubs erreicht mehr als eine Milliarde Euro. Real Madrid führt laut einer Liste des Magazins „Forbes“ die Rangliste mit rund 2,5 Milliarden Euro vor Manchester United und FC Barcelona an.¹¹

Financial Fair Play?

Im europäischen Profivereinsfußball haben in den vergangenen Jahren die Verschuldung einiger Vereine und der Einfluss von Mäzenen und Investoren deutlich zugenommen. Die UEFA sieht laut eigener Aussage die „Integrität und die langfristige Finanzstabilität des Fußballs“ in Gefahr. Zudem wird der Anstieg der Spielergehälter, die unmoralische Ausmaße angenommen hätten, mit Sorge gesehen. Aus diesem Grund hat der europäische Fußballverband mit Beginn der Saison 2013/14 das sogenannte Financial Fairplay eingeführt.¹² Kern dieser Regelung ist die *Break-even*-Bedingung: Vereine dürfen nur noch so viel ausgeben, wie sie vorher eingenommen haben. Weiterhin gibt es eine Definition der hierfür maßgeblichen „relevanten Einnahmen“ und „relevanten Ausgaben“. Zu den Einnahmen zählen nur jene aus dem operativen Fußballgeschäft, nicht dazu zählen Gelder von Investoren. Auf der anderen Seite werden bei den relevanten Ausgaben Investitionen in Infrastruktur und Jugendarbeit nicht hinzugezählt, damit die Finanzierung der Substanz und der langfristigen Grundlagen des Fußballs nicht eingeschränkt wird.

Tatsächlich scheinen die Ziele der UEFA auf den ersten Blick plausibel und sinnvoll. Doch wie sieht der empirische Befund aus? Zwar sind die kumulierten Verluste im europäischen Fußball von 2007 bis 2011 deutlich gestiegen (von 600 Millionen auf fast 1,7 Milliarden Euro), wodurch ihr Anteil an den Erträgen auf rund 12 Prozent angewachsen ist, aber dennoch ist ein solcher Wert noch nicht

bedrohlich, zumal eine echte Überschuldung nicht droht. Die Summe der Verbindlichkeiten aller europäischen Erstligacclubs betrug 2011 rund 18,5 Milliarden Euro, die Summe aller Vermögenswerte rund 21,8 Milliarden Euro. Bei Erträgen von insgesamt 13,2 Milliarden Euro im Jahr 2011 wurden 6,9 Milliarden Euro für Spielergehälter ausgegeben.¹³ Die Verschuldung der europäischen Clubs ist somit allgemein nicht zwingend besorgniserregend. Dass einzelne Vereine in Schwierigkeiten geraten könnten, stellt keine systemische Gefahr für den Fußball dar. Auch der Anstieg bei den Spielergehältern ist durch den Zuwachs an Einnahmen gedeckt. Gerade jene Spieler, die in der Lage sind, „große Spiele“ zu entscheiden, lenken aufgrund ihrer Verhandlungsmacht die steigenden Einnahmen der Vereine als Gehalt zu sich um. Der oft als „Inflation der Spielergehälter“ bezeichnete Anstieg ist ökonomisch somit gerechtfertigt, denn schließlich sind es die Spieler, die das „Produkt Fußball“ erstellen.

Das eigentliche „Marktversagen“ im Fußball besteht in der Art des Wettbewerbs, wie sie oben geschildert wurde. Das Verbot, Schulden zu machen und Geld von Investoren zu verwenden, trägt nur oberflächlich dazu bei, die finanziellen Probleme im Fußball zu lösen; es geht die Symptome an, aber nicht die Ursachen. Im Gegenteil: Die Ausgeglichenheit und Durchlässigkeit im Fußball, die *competitive balance*, wird sogar negativ beeinflusst. Die extremen Anreize des „Rattenrennens“ werden nicht durch ein Verbot des Schuldenmachens geheilt, sondern durch eine stärkere Umverteilung der Einnahmen gemildert. Mehr noch: Ohne eine begleitende Umverteilung stellt das Financial Fairplay sogar eine Beschränkung des Wettbewerbs dar. Die bestehende Hierarchie wird zementiert, weil es keine Möglichkeit mehr für die kleineren Vereine gibt, über eine temporäre Verschuldung in den Aufbau eines erfolgreichen Teams zu investieren. Wenn die Ausgaben auf die Höhe der Einnahmen beschränkt sind, bleiben die reichen Clubs reich und die armen Clubs arm. Financial Fairplay schützt also die Position der führenden Clubs und errichtet eine Markteintrittsbarriere für kleinere Vereine. Darüber hinaus ist zweifelhaft, ob allein die Höhe der Verschuldung ein adäquater Indikator für gutes Management und soli-

¹¹ Vgl. Bayern erstmals mit Milliarden-Wert, 17.4.2013, www.sport1.de/de/fussball/fussball_bundesliga/newspage_704945.html (1.6.2013).

¹² Vgl. UEFA, Club Licensing and Financial Fair Play Regulations, Nyon 2012.

¹³ Vgl. UEFA (Anm. 3).

de Finanzen ist, denn gerade kleinere Vereine müssen ihre Investitionen fremdfinanzieren. Auch die Überwachung und Sanktionierung von Verstößen gegen das Financial Fairplay dürfte die regulatorische Praxis vor erhebliche Probleme stellen. Klarer Gewinner des Financial Fairplay dürfe in der Bundesliga Bayern München sein. Die nationale Dominanz wird gestärkt, weil kleinere Vereine nicht aufholen können, die internationale Wettbewerbsfähigkeit erhöht sich, weil die europäischen Konkurrenten ihre Vereinsfinanzen konsolidieren müssen. Insofern ist die Frage, ob Financial Fairplay wirklich fair ist, berechtigt.¹⁴

Wettmanipulation und Korruption

Durch das „große Geld“, das um ihn herum zirkuliert, gerät der Fußball immer wieder in den Verdacht von Korruption und Wettmanipulation. Der erste Skandal in der Bundesliga ereignete sich 1970/71, als es durch Schmiergeldzahlungen zu Spielmanipulationen gekommen war. Im Jahr 2005 hat der „Hoyzer-Skandal“ im Zusammenhang mit Wettmanipulationen für Schlagzeilen gesorgt, und jüngst war zu lesen, dass Interpol mehrere Dutzend Fälle von verschobenen Spielen verfolgt. Die Bekämpfung der „Wettmafia“, in der offenbar auch Spieler, Funktionäre und Schiedsrichter beteiligt sind, gehört zu den wichtigsten Aufgaben der Verbände, um die Integrität und Glaubwürdigkeit des Fußballs zu retten.

Die Liberalisierung der Wettmärkte und die Kommerzialisierung des Fußballs machen den professionellen Fußball anfällig für Korruption und Manipulation. Jedoch gibt es kaum ein Mittel dagegen. Auch eine Regulierung und mehr Transparenz der Wettmärkte stellen keine Lösung dar. Im Prinzip reicht eine private Wette zwischen zwei Milliardären irgendwo auf der Welt, um einen Anreiz zu bieten, Spieler oder Schiedsrichter zu bestechen. Im Fußball passieren zudem so viele unbeabsichtigte Fehlleistungen, dass eine Absicht nur sehr schwer aufzudecken und nachzuweisen ist. Gleichzeitig spielt der Zufall eine so große Rolle, und es

fallen so wenige Tore, dass eine Manipulation leichter möglich ist als beispielsweise im Basketball, wo ein einzelner Fehlwurf kaum dem schlechteren Team den Sieg gegen ein besseres einbringt.

Auch Funktionäre geraten immer wieder in den Verdacht der Korruption. Die Vergabe der Fußball-Weltmeisterschaft 2006 an Deutschland oder an Katar 2022 wurden jüngst als Beispiele genannt. Wie andere Sportverbände, die ihre Sportart vermarkten sollen, hat auch der Weltverband FIFA kein Interesse daran, Korruption aufzudecken, weil dies dem Ruf der Sportart und schließlich seiner Vermarktung schaden könnte. Ähnlich verhält es sich im Radsport mit der Aufklärung von Dopingfällen. Die Ausarbeitung eines *Code of Honour* oder von Compliance-Regeln helfen nur wenig. Die Kontrolle müsste einer externen Instanz übertragen werden, um Unabhängigkeit und Transparenz zu gewährleisten.

Ausblick

Die Bundesliga stellt mittlerweile einen wichtigen Wirtschaftsfaktor dar. Im Spannungsfeld von rechtlicher Autonomie, wirtschaftlicher Monopolstellung und gesellschaftlicher Verantwortung entstehen zahlreiche Interdependenzen und Konflikte. Die wichtigste Frage in diesem Zusammenhang ist wohl, wie der Fußball in seiner unaufhaltbaren Kommerzialisierung die Glaubwürdigkeit erhalten kann, die Werte des Sports – Fairness, Solidarität und Verantwortung – gegenüber den vielfältigen Stakeholdern, aber insbesondere gegenüber der Gesellschaft zu vertreten. Der Schlüssel hierfür liegt in der Transparenz – ob für die DFL, die UEFA oder die FIFA. Ansonsten verlieren die Verbände die Legitimation dafür, die Geschicke des Fußballs zu lenken und gleichzeitig seine Tradition und Kultur zu bewahren. Dafür ist es notwendig, den Fußball nicht allein als Business, sondern zuallererst als Spiel zu verstehen.

¹⁴ Vgl. Henning Vöpel, Do we really need Financial Fairplay in European club football?, in: CESifo DICE Report, (2011) 3, S. 54–59.

Organisierte Fanszenen: Zwischen empfunderer Enteignung und Self-Empowerment

Die Geschichte organisierter Fanszenen in Deutschland¹ ist eine des Abregierens, der Aufladungen und Ambivalenzen. Die Spannweite

Gerd Dembowski

Dipl.-Sozialwissenschaftler, geb. 1972; wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Kompetenzgruppe Fankulturen & Sport bezogene Soziale Arbeit (KoFaS) am Institut für Sportwissenschaft der Leibniz Universität Hannover; Mitglied der AG Antidiskriminierung beim Deutschen Fußball-Bund; KoFaS, Moritzwinkel 6, 30167 Hannover. gerd.dembowski@sportwiss.uni-hannover.de

reicht dabei von Freude zu Trauer, von Bindung und Halt zu Entgrenzung und Verlust, von Gemeinschaft und Verständigung bis hin zu Feindschaft, Ausgrenzung und Hass. Dies bestätigen auch die Soziologen Gabriele Klein und Michael Meuser, wenn sie Fußball als „ein geeignetes Medium und ein(en) geeignete(n) Ort sozialer In- und Exklusion“ deuten: „Er gilt vielen als ein probates Mittel gesellschaftlicher Integration, aber Fußball ist auch Kristallisationspunkt sozialer Kämpfe, Austragungsort von Gewalt und Präsentationsraum für neofaschistische Gruppen. Während eines Fußballspiels können – zumindest temporär – soziale Statusunterschiede als unbedeutend erfahren werden, Fußball kann aber auch Rassismus, Nationalismus und Sexismus provozieren.“² Grundlegende Voraussetzung dafür bildet die nahezu zwanghafte Konstruktion unterschiedlicher Niveaus von „Wir“ und „Die“: Die Funktionalisierung eines „Anderen“ dient dabei schier unauflösbar den Identifizierungen eines „eigenen“ Selbst und steigert sich fließend in ein „Wir sind besser als die Anderen“.

Zur symbolischen Aufwertung des Selbst mit Hilfe einer Gemeinschaft muss Letztere

erst erfunden werden. Im Falle des modernen Fußballs ist die Geschichte der Aufladung von Symbolen und Farben mit Traditionen und Leerformeln, die so weit reichen, dass sich möglichst viele damit identifizieren können, noch sehr jung.

Zwar bedeutete die Professionalisierung des höherklassigen Fußballs historisch eine Öffnung für Spieler und Zuschauer aller sozialer Schichten,³ doch die Transformation der Vereine und ihrer Akteure blieb nicht ohne Auswirkungen auf das Publikum, wie der Soziologe Gerd Hortleder bereits nach elf Jahren Bundesliga konstatierte: Die Zuschauerschaft „betrachtet die Spieler und insbesondere die Stars als Produkte der Dienstleistungsindustrie. (...) Der Abstand zwischen Publikum und Spielern ist inzwischen so groß geworden, dass eine totale Identifikation immer seltener wird und darüber hinaus zeitlich begrenzt ist.“⁴ Die fortschreitende Professionalisierung, Kommerzialisierung, „Oligopolisierung“⁵ und „Eventisierung“ der Bundesliga – von ihrer Gründung 1963 bis zur heutigen, 1992⁶ eingeleiteten Phase des „postmodernen Fußballs“ – vollzieht sich als Drahtseilakt zwischen suggerierter Nähe und einer fortschreitenden Distanzierung des Sports von seinen Fans. Aus den Wechselwirkungen von intrapersonellen und sozialen Identitäten⁷ entstehen immer wieder neu erzählte Versionen von Realität. Schließlich

¹ Dieser Text bezieht sich ausschließlich auf den deutschen Männerfußball und seine organisierten Fanszenen.

² Gabriele Klein/Michael Meuser, Fußball, Politik, Vergemeinschaftung. Zur Einführung, in: dies. (Hrsg.), Ernste Spiele. Zur politischen Soziologie des Fußballs, Bielefeld 2008, S. 7–16, hier: S. 8.

³ Vgl. Detlev Claussen/Diethelm Blecking, Der konkrete Kosmopolitismus im Fußball des 21. Jahrhunderts, in: Diethelm Blecking/Gerd Dembowski (Hrsg.), Der Ball ist bunt. Fußball, Migration und die Vielfalt der Identitäten in Deutschland, Frankfurt/M. 2010, S. 20–28. Siehe auch den Beitrag von Gunter Gebauer in dieser Ausgabe (*Anm. d. Red.*).

⁴ Gerd Hortleder, Die Faszination des Fußballspiels. Soziologische Anmerkungen zum Sport als Freizeit und Beruf, Frankfurt/M. 1974, S. 68f.

⁵ Vgl. Rolf Lindner/Heinrich Th. Breuer, „Sind doch nicht alle Beckenbauers“. Zur Sozialgeschichte des Fußballs im Ruhrgebiet, Frankfurt/M. 1978, S. 84ff.

⁶ Vgl. Christoph Biermann, Das Jahr der Großen Revolution, in: 11 Freunde, 132 (2012), S. 24–31.

⁷ Vgl. Henri Tajfel/John C. Turner, The Social Identity Theory of Intergroup Behaviour, in: European Journal of Social Psychology, (1986) 1, S. 149–178.

kommen und gehen Spieler, Trainer und Sponsoren in immer kürzeren Abständen; selbst Stadionnamen, ihre Standorte, Trikotfarben und Vereinslogos sind zunehmend flexibel geworden. Während greifbare Identitätsangebote abnehmen, entwickeln organisierte Fangruppen zunehmend ein eher instrumentelles, durchaus kritisches Verhältnis zum eigenen Verein. Zwar wirkt die historisch noch junge Erfindung des „eigenen Vereins“ weiterhin etabliert wie ein Naturgesetz.¹⁸ Aber diverse Positionierungen des Vereins werden proaktiv und massenwirksam angeprangert, besonders wenn sie als Beschneidung des Auslebens von Fantum und Verlust von Traditionsbezug empfunden werden.

Kurze Protestgeschichte

Mit der Einführung der Bundesliga, der im Laufe ihrer Geschichte fortschreitenden Kommerzialisierung, der damit verbundenen sozialen Aufwertung des Fußballs sowie der regionalen Ausdehnung von Ligenkonstellationen änderten sich vielerorts auch Lokal- und Derbyrivalitäten.¹⁹ Zugleich wurde das Potenzial für Herabwürdigungen und Gewaltförmigkeiten unter Stadionbesuchern mit der Zeit immer weniger abhängig von direkten, vom Spielverlauf erzeugten Emotionen; Fanszenen kennzeichnete generell „eine immer größer werdende Sensibilität für ihre eigene Anwesenheit“.¹⁰ Während Organisation und Vielfalt der Ausdrucksformen von Fanszenen zunahmen, bildeten sich besonders in den 1980er Jahren distinktierte, gruppenbezogene soziale Techniken der Gewaltförmigkeit heraus, die auch losgelöst vom Stadion wirksam werden konnten – beispielsweise in Hooli-

gangruppen.¹¹ Während Stehplatzareale institutionell lange *per se* als Sicherheitsschwachstelle und zum Teil als Brutstätten für Gewalt ausgemacht wurden, waren die zunehmend unauffällig und markenbewusst gekleideten Hooligans der 1980er und 1990er Jahre als selbsternannte Fanelite in Abgrenzung vom „Pöbel“ bereits in die vermeintlich schickeren Sitzplatzbereiche abgewandert. Auf Fantrennung im Stadion und auf den An- und Abreisewegen wurde mit Ausweichmanövern, gezielten Verabredungen und Distanzwaffen (etwa Abschußstifte für Leuchtspurmuniti- on) reagiert. Die institutionelle Betrachtung von Gewaltförmigkeit durch eine vorrangig ordnungspolitische Brille verstärkte darüber hinaus die spezifische Ausfeilung interner Hackordnungen und Strategien des Gruppenaufretens in gewaltaffinen Gruppierungen.

Solche Techniken von Hooligans und anderen, situativ zu Gewalt neigenden „Fans“ sind durchaus als indirekte Folge beziehungsweise Nebeneffekt von Professionalisierung und Kommerzialisierung und der damit einhergehenden Disziplinierung von Fankulturen zu betrachten. Die anteilig zwar nur im Promillebereich messbare, aber medial äußerst auffällige Hooligangewalt geriet in der Folge zum Anlass für eine völlige Trennung gegnerischer Fangruppen durch entsprechende bauliche und polizeiliche Maßnahmen, wodurch sich jedoch nicht nur potenzielle Gewalttäter, sondern alle Fußballfans (vor allem bei Auswärtsspielen) in ihrer Bewegungsfreiheit zunehmend eingeschränkt sahen. Insbesondere im Vorfeld der Europameisterschaft 2000 in Belgien und den Niederlanden sowie bei der Weltmeisterschaft 2006 in Deutschland wurden derlei Maßnahmen von organisierten Fußballfans verstärkt wahrgenommen und vielfach als Sicherheitshysterie kritisiert.

Verschränkt mit der als Gentrifizierung empfundenen Herausdrängung der „einfachen Fans“ zugunsten zahlungskräftiger Kundschaft (etwa durch Reduzierung der Stehplätze, Einführung von VIP-Logen, Erhöhung der Ticketpreise), formierten sich ab Anfang

¹⁸ Dass die Geschichte aller deutschen Fußballvereine noch jung ist (auch die der sogenannten Traditionsvereine), wird vielfach übersehen – ebenso wie die Tatsache, dass Farben, Namen und Standorte von Vereinen und deren Stadien nicht erst seit Beginn des postmodernen Fußballs auswechselbar sind.

¹⁹ Vgl. Rudolf Oswald, „Von Tschammer und Osten – dein Pokal soll verrosten“. Fankulturen in der Kaiserzeit, im Nationalsozialismus und in der frühen Bundesrepublik, in: Martin Thein (Hrsg.), Fußball, deine Fans. Ein Jahrhundert deutsche Fankultur, Göttingen 2013, S. 30–42.

¹⁰ Gunter A. Pilz, Zur Geschichte der Fußballbegeisterung, in: Peter Becker/ders. (Hrsg.), Die Welt der Fans. Aspekte einer Jugendkultur, München 1988, S. 15–20, hier: S. 20.

¹¹ Vgl. Dieter Bott, Fußballfans, Hooligans und Legenden, in: ders./Marvin Chlada/Gerd Dembowski (Hrsg.), Ball & Birne. Zur Kritik der herrschenden Fußballkultur, Hamburg 1998, S. 109–120; Randall Collins, Dynamik der Gewalt. Eine mikrosoziologische Theorie, Hamburg 2011, S. 498 f.

der 1990er Jahre kritische Stimmen und Zusammenschlüsse von Einzelnern und Fangruppen.¹² Mit Slogans wie „Reclaim the Game!“ oder „Sitzen ist für’n Arsch!“ bezogen sie Stellung gegen Kommerzialisierung und als überzogen empfundene Sicherheitsansprüche, bearbeiteten zum Teil aber auch gesellschaftliche Themen wie Rassismus. Im Verlauf der Saison 1993/94 gründete sich unter anderem aus dem Umfeld einer bundesweiten Fanzine-Szene¹³ sowie dem „alternativen“ Milieu um den FC St. Pauli das Bündnis Antifaschistischer Fußballfans. Sein Themenspektrum umfasste neben fanpolitischen Themen auch die steigenden neonazistischen Tendenzen in den Stadien sowie die Aufarbeitung der NS-Vergangenheit des Deutschen Fußball-Bundes (DFB) und seiner Vereine. Mit zahlreichen Aktionen engagierte sich das Bündnis unter anderem für den Erhalt der Stehplätze, für die Beibehaltung des Samstags als weitgehend einheitlichen Spieltag, gegen das als immer absurder erachtete Merchandising der Vereine, gegen privates Bezahlfernsehen, für sozialverträgliche Ticketpreise, für die Distanzierung von Hooliangruppen, gegen aggressiven Nationalismus, Rassismus und zunehmend auch gegen andere Formen von Diskriminierung. Nicht zuletzt diese Themenvielfalt führte Ende 1995 zur Umbenennung in Bündnis Aktiver Fußballfans (BAFF).

Wichtige Mittel der Interessenvertretung waren dabei zum Beispiel die eigenen Szenepublikationen, Aktionen mit Bannern, Flugzetteln und Unterschriftenlisten in und um Stadien, Fankongresse, thematisch unterlegte Konzertveranstaltungen, lokale Gremien- und Lobbyarbeit in den Fanszenen sowie gezielte Medien- und Öffentlichkeitsarbeit. Zusammen mit ähnlichen Initiativen aus dem Fanzine- und Fanclubumfeld und sozialpädagogisch orientierten Fanprojekten waren das BAFF und andere lokale Faninitiativen mit ihren Aktionen besonders in den 1990er Jahren

in fanmultiplikatorisch und gesellschaftsdiskursiv prägender Hinsicht wichtige Vorreiter für partizipativere und menschenrechtsorientiertere Fankulturen. Ihr zum Teil ironisch-distanzierter, humorvoller Einsatz für ein Self-Empowerment junger Fußballfangruppen passte sich ungewollt in die einsetzende Gentrifizierung des Fußballs ein: Ihr menschenrechtsorientiertes Engagement implizierte auch kulturalisierende Momente, die dem Produkt Fußball in seinem feuilletonisierten Image und damit der Ansprache neuer Zuschauergruppen durchaus zuträglich waren.

Mit ProFans etablierte sich zu Beginn des neuen Jahrtausends eine nächste, eher von den Ultraszenen getragene Protestorganisation, die aus der Kampagne „Pro 15:30“ für den Samstag als Kernspieltag und fanfreundliche Anstoßzeiten hervorging. Auch unter dem bundesweiten Dach Unsere Kurve (UK) fanden Zusammenschlüsse von Fanclubs Aufmerksamkeit von Vereinen und Verbänden. Auf europäischer Ebene spielten deutsche Fußballfans und Fanprojekte seit dem Ende der 1990er Jahre zudem eine erhebliche Rolle beim Aufbau des Netzwerks Football Against Racism in Europe (FARE), beim antirassistischen Ultra-Zusammenschluss Aler-ta sowie bei der Fanvertretung Football Supporters Europe (FSE). Über Lobbyarbeit beim europäischen Fußballverband UEFA und beim Weltverband FIFA wirkten sie auf die nationalen Fandiskurse zurück.

Trotz ihrer ausgeprägten Freund-Feind-Einstellungsmuster koordinieren die Ultraszenen auch bundesweite Zusammenschlüsse, etwa für Kampagnen wie „Kein Zwanni für nen Steher“ gegen steigende Ticketpreise oder für Demonstrationen wie „Kein Kick ohne Fans. Für den Erhalt der Fankultur“ 2010 in Berlin. Nach einer erneuten Hysteriewelle um Gewalt und Pyrotechnik in und um Fußballstadien kulminierten ihre Bemühungen 2012 vorläufig in der Initiative „12:12 – Ohne Stimme keine Stimmung“. Auslöser war ein von der Deutschen Fußball Liga (DFL) erarbeitetes, neues Sicherheitskonzept („Für ein sicheres Stadionerlebnis“), das unter anderem verschärfte Einlasskontrollen vorsah und von vielen Fans als unangemessen kritisiert wurde. Nachdem Dialogversuche gescheitert waren, rief „12:12“ die Fans dazu auf, an mehreren Spieltagen bis zur Entscheidung über das Konzept bei allen Bundesligaspielen je-

¹² Organisierte Fanproteste in lokalen Fanszenen gegen wachsende ordnungspolitische Maßnahmen lassen sich mindestens seit Ende der 1970er Jahre beobachten. Vgl. Gerd Dembowski, Von Gorillas und Blockräumungen. Seit je her protestieren Fans, in: Bündnis Aktiver Fußballfans (Hrsg.), Die „schönsten“ Schikanen gegen Fußballfans. Repression und Willkür rund ums Stadion, Grafenau 2004, S. 141–145.

¹³ Zahlreiche Ausgaben dieser selbstkopierten Fanzet-zei- tungen sind im Archiv der Arbeiterjugendbewegung in Oer-Erkenschwick recherchierbar.

weils die ersten 12 Minuten und 12 Sekunden zu schweigen. Da andere Fangruppen und die eher „Stimmung konsumierenden“ Zuschauer sich solidarisch zeigten, führte die Aktion in den meisten Stadien tatsächlich zeitweilig zu gespenstischer Stille. Zwar wurde das Konzept am 12. Dezember dennoch beschlossen, aber mit dem Stimmungsboykott hatten die Fans nicht nur enorme Aufmerksamkeit erzeugt, sondern vielfach auch größeres Verständnis für ihre Anliegen.

Ultras: Ambivalente Szene

Das provokative Aufbegehren der seit den 1990er Jahren aufkommenden Ultraszenen mit Identitätskrücken wie „Tradition“ und „Authentizität“ kann als eine jugend(sub)kulturelle Reaktion auf abnehmende Identifikationsangebote des höherklassigen Fußballs gedeutet werden. Mit dem zunehmenden Wandel des Stadionpublikums in den 1990er Jahren verschob sich auch die Bedeutung von alteingesessenen Fanclubs beziehungsweise „Kuttenträgern“. Während Fanclubs zunehmend an Einfluss in den Fankurven einbüßten, stieg ihre Anzahl und ihr Einfluss gegenüber den Vereinen als verbindlicher, durchaus konsumorientierter Zuschauerstamm.

In ihrer jugendkulturellen Prägung entwickelten Ultras ein kritischeres Verhältnis zum Verein. Sie entdeckten sich als eine identitätscharakteristische Konstante und bildeten sozusagen einen Verein im Verein, nach dem Motto: „Spieler kommen, Trainer gehen – wir bleiben.“ Im Zentrum stehen seitdem die vielfältigen Formen ihrer organisierten Stimmungserzeugung als Reaktionen auf Stimmungsflauten seit Mitte der 1990er Jahre. Dies verlief stark inspiriert von italienischen Fankurven: Schillernde und stets wechselnde Choreografien mit Fahnen, Bannern, Spruchbändern, Doppelhaltern, vielfältigen Gesängen sowie „Vorsängern“ mit Megafon auf dem Zaun als Garant für Gemeinschaftserleben und abrufbereite, durch den Ort vorstrukturierte Emotionalität. Darüber hinaus prägte sich eine Wettbewerbsmentalität in Sachen Stimmung ebenso aus wie eine häufig elitäre Selbstwahrnehmung der eigenen Gruppe.

Ultras empfinden sich inzwischen als Stichwortgeber der Kurven, die zwar nur einen minimalen Teil der Zuschauerschaft ausmachen,

aber die Fankurve lautstark mitreißen können: „Ultras“, so der Fanforscher Jonas Gabler, „haben einen gewissen Vertretungsanspruch, sie wollen die Fanszene nach außen und nach innen prägen“.¹⁴ Dabei sind sie in ihrer milieu- und (politisch) interessenspezifischen Zusammensetzung auch gruppenintern heterogen – sie bewegen sich in einem Bedürfnisdreieck aus Gemeinschaft, Individualismus und gegenseitiger Hilfe. Noch deutlicher wird die Heterogenität dann, wenn sich von Gruppe zu Gruppe und zum Teil situativ von Phase zu Phase unterschiedliche Schwerpunktcharakteristika ihres Fantums und überzogene Feindschaftsszenarien ausprägen.

Zur Entwicklung eines distinktiven Stils orientieren sie sich am sozialen Handeln und aufrührerischen Habitus anderer Jugend(sub)kulturen. Dieses Identitäts-Patchwork ermöglicht den Einzelnen trotz der Beschwörung von Gemeinschaft weiterhin die Pflege ihrer individuellen Anteile und Positionierungen. Diese fließenden Ausdifferenzierungsprozesse machen Ultragruppen für Jugendliche als Suchbewegung interessant. In ihrer inneren Gruppenvielfalt schaffen sie es, Wünsche nach Zusammenhalt, Nähe, Loyalität, Solidarität und größerem Selbstwertgefühl zu befriedigen.

So haben sich Self-Empowerment und eine proaktive Faninteressenvertretung etabliert, die sich gegen übertriebene Disziplinierung und Einschränkung des „Freiraums Stadion“ wehrt. Gleichzeitig wirken Fanorganisationen über Wohltätigkeitsaktionen, gemeinwesenarbeitsähnliches Ehrenamt mit Hilfe zur Selbsthilfe regionalgesellschaftlich: von der Unterstützung bei Hausaufgaben und dem Schreiben von Bewerbungen bis hin zur Unterstützung von gewerkschaftlichen Streiks und sozialen Inklusionsbestrebungen für Asylsuchende. In zahlreichen Fanszenen haben Ultras durch ihr Verhalten antirassistische Gruppenkonsense durchsetzen können und organisieren Aktionen gegen Antisemitismus, Antiziganismus, Nationalismus, (Hetero-)Sexismus und Homophobie.

¹⁴ Vgl. Jonas Gabler, Rechtsradikalismus und Rassismus in der Fußballfankultur in Deutschland, in: AG Rechtsextremismus/Antifaschismus beim Bundesvorstand der Partei Die Linke (Hrsg.), Rundbrief 1–2/2012: Nazis in der Kurve? Neonazismus und Rassismus im Fußball, S. 4–8, hier: S. 6.

Durch ihre Fragilität, Momenthaftigkeit im Setting eines stets abrufbaren Klimas „Gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit“ (Wilhelm Heitmeyer) können einzelne Teilgruppen jedoch ebenso leicht ins Rechtsoffene kippen. Erschwert wird der Kampf um die Positionen noch durch den raschen Wechsel von handelnden Personen („Lautsprecherpersönlichkeiten“), die in drei Jahren nicht mehr unbedingt die gleiche soziale Gruppenposition innehaben müssen: Ultragruppen sind mehrheitlich temporär begrenzte Durchlaufzentren für prägende Phasen ihrer Mitglieder in der Austarierung von intrapersonellen und sozialen Identitäten. Dass man in zahlreichen Gruppen noch weit von antihomophoben und antisexistischen Konsensen entfernt ist und einzelne Gruppenteile immer wieder Akzeptanz für rechtsoffene Positionen äußern können, zeigt die gegenwärtige Entwicklung. Homophobe Sprüche und Banner werden krude, zum Teil unreflektiert, aber auch gezielt als „Humor“ getarnt – etwa wenn die rechtsoffene Aachener Ultragruppe „Karlsbande“ im März 2013 in Anspielung auf den Namen „Karl-Liebknecht-Stadion“ des SV 03 Babelsberg ein großes Blockbanner spannt, auf dem steht: „Euer Karl ist unser Liebesknecht“. Dazu verstecken sich viele unter dem zweifelhaften Schutzmantel „Keine Politik im Stadion“: So wird menschenrechtsorientiertes Engagement bisweilen als „Partei politik“ abqualifiziert und werden zivilcourageierte Menschen als „linksorientierte Nestbeschmutzer“ beschimpft.

Hegemoniale Männlichkeit und Gewaltförmigkeit bei Ultras

Partizipative Aushandlungen befinden sich im ständigen Balancekampf mit den auffälligen, durchsetzungsfähigen Köpfen der Gruppe und finden häufig auf der Folie hegemonialer Männlichkeit¹⁵ und Heteronormativität statt, inklusive ihrer scheinmodernisierten Facetten „weicher“ und „trendqueerer“ Männlichkeiten.¹⁶

¹⁵ Vgl. R. Connell, *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*, Opladen 2006³.

¹⁶ Vgl. Gerd Dembowski, „Ich hab“ ja nichts gegen Schwule, aber ...“. Stichworte zur Modernisierung von hegemonialen Männlichkeiten im deutschen Fußball, in: Faninitiative Innsbruck (Hrsg.), *Fußball ohne Vorurteile. Begleitband zur Ausstellung Tatort Stadion*, Innsbruck 2011.

Umringt von imaginären Hackordnungen und hegemonialer Männlichkeit war und ist es besonders für Frauen schwer, in den fancluborientierten Szenen eigene (Gruppen-)Identitäten zu entfalten. Bis heute müssen sie – wie auch junge Männer – durch die diskursive Schule hegemonial männlich geprägter Fanstrukturen und Hierarchien, um sich zu etablieren. Mit dem Unterschied, dass Frauen meistens Fans auf Bewährung bleiben: Ihr Interesse droht ständig hinterfragt und auf Authentizität überprüft zu werden. Im Gegensatz dazu steht die „patriarchale Dividende“ der Männer,¹⁷ deren Interesse für den Fußball als „natürlich“ gilt. In zahlreichen Fanclubs gab es Aufnahmestopps für Frauen, und bis heute werden Frauen aus paternalistischem Schutzdenken und wegen des Gruppenansehens bei den sogenannten Ultramärschen zum Stadion immer mal wieder aus den vorderen Reihen verbannt.

Dennoch fügen sich zahlreiche Frauen heutzutage nicht mehr in die ihnen vielfach zuge dachte, potenzielle Opferrolle. In organisierten Fanszenen versuchen sie mit unterschiedlichen Herangehensweisen klassische wie subtile (Hetero-)Sexismen zu enttarnen und Alternativen zu schaffen.¹⁸ Sie besetzen den Ort Fußball zunehmend selbstbewusst, während die Massenwirksamkeit der Männer sie je nach Situation weiterhin auf sozial konstruierte Zuschreibungen wie Mildtätigkeit und Friedfertigkeit, zur „Mutter der Kompanie“ und zum Sexualobjekt reduzieren kann. Somit bleiben Ultras insgesamt betrachtet in ihrer Entwicklung ambivalente Gruppen, die auch konservative Werte und Traditionsbewusstsein einbinden können.

Immer bezeichnender werden dabei territoriale, sozialdarwinistisch geprägte Ausdeutungen gegenüber anderen Fangruppen. Ultras erfahren sich als jugend(sub)kulturell geprägte Gruppen in einer multiplen Druckkonstellation aus „Wir“ und „Die“: Sie und die Ultras des anderen Vereins, sie und „die Polizei“, sie und „die Medien“, sie und „der DFB und die DFL“, sie und „die Politik“, sie und „ihr“ anders interessengesteuerter Verein, sie und andere Fans des eigenen Vereins,

¹⁷ Vgl. R. Connell (Anm. 14).

¹⁸ Vgl. Almut Sülzle, *Fußball, Frauen, Männlichkeiten. Eine ethnographische Studie im Fanblock*, Frankfurt/M.–New York 2011.

die den Ultra-Interpretationen von Fantum nicht immer wohlwollend gegenüberstehen.

Ultras haben sich nicht gegründet, um aktiv Gewalt zu suchen, sondern um Stimmung zu organisieren. Ihre Ausprägungen von Gewaltförmigkeit unterscheiden sich erheblich von denen der besonders in den 1980er und 1990er Jahren aktiven Hooligans. Auf das nach außen sehr organisiert, zum Teil uniform wirkende Auftreten von Ultragruppen, ihre expressive, zum Teil brachial wirkende Selbstinszenierung, ihr Aufgreifen überhöhter Freund-Feind-Konstellationen mit Revierdenken und Eroberungsritualen¹⁹ wurde von Polizei und Politik, von Vereinen und Verbänden sowie von zahlreichen Medienvertretern häufig verkürzend, überwachungs- und repressionsfixiert reagiert. Hinzu kommt die öffentliche Umwertung der von Ultras im Stadion gern verwendeten Bengalfackeln. Juristisch als Ordnungswidrigkeit und Bagatelldelikt zu werten, galten sie in der öffentlichen Wahrnehmung lange als Kennzeichen „südländischer, toller Stimmung“. Heutzutage werden „Bengalos“ von Ultraszenen ebenso wie von den Ordnungsinstanzen symbolisch auf- und überbewertet und in der öffentlichen Debatte häufig mit Gewalt gleichgesetzt, was auf allen Seiten zu maßlosen Empörungen führt und konsensuale Lösungen erschwert.

Ohnmächtig gegenüber der als entfremdend empfundenen Kommerzialisierung des Fußballs entwickelte sich bei vielen Ultras eine Art *resistance identity*,²⁰ deren soziale Technik die organisierte Provokation ist. Heutzutage schließt die überwiegende Mehrheit deutscher Ultragruppen gewaltförmiges Verhalten längst nicht mehr aus. Im Gegensatz zu den Hooligans erleben sie dieses jedoch betont als reaktiv. Während Hooligans die Polizei auf einer hegemonial männlichen Ebene respektierten,

nehmen Ultras ihr gegenüber eine politische Protesthaltung ein und kritisieren organisiert polizeiliche Vorgehensweisen, durch die sie ihren Freiraum willkürlich eingeschränkt sehen. Zusätzlich zu dieser im Ursprung als reaktiv empfundenen Gewaltkonstellation haben sich parallel zum Gemeinschaftsleben innerhalb vieler Ultragruppen sogenannte Ackergruppen herausgebildet: In zahlenmäßig minimaler wie loser Zusammensetzung lösen sie sich im Stile einer Arbeitsgruppe regelmäßig aus den hauptsächlichen Ultrakontexten heraus, um sich – zum Teil auch unabhängig von Spielen – zu körperlichen Auseinandersetzungen mit Gleichgesinnten aus anderen Ultragruppen körperlich gewalttätig zu messen.

Seismografen in der Kurve

All diese Merkmale verdeutlichen: Es ergibt Sinn, Ultras weniger als eine homogene Gruppe, sondern vielmehr als „Temporäre Autonome Zone“ zu begreifen.²¹ Bliebe man bei den eingeföhrten, seit jeher stark verkürzenden Polizeikategorien A (konsumorientiert), B (vereinszentriert und situativ zur Gewalt neigend) und C (erlebnisorientiert, Hooligans),²² so könnte man sagen, die Verteilung dieser Kategorien bildete sich innerhalb einer Ultragruppe noch einmal wie unter einem Brennglas als Mikrokosmos ab.

Ultragruppen können Masken je nach Tagesform und auf die Außensituation reagierend wechseln – zum Teil können das ihre einzelnen Mitglieder als Individuen. Ultras haben gelernt, sich in ihrem Auftreten und Verhalten kreativ zu wandeln; sie können positiv wie negativ verstärkend wie das innere Rädchen eines Kugellagers adäquat auf die Bewegungen des äußeren Rades aus den funktionstragenden Institutionen (Vereine, DFB und DFL, Politik und Polizei) innovativ reagieren und teilweise antizipieren. So gesehen bleibt der Weg organisierter Fanszenen mit den Ultragruppen als seismografische Faktoren auch in Zukunft kurvenreich und wandelbar.

¹⁹ Während sich Eroberungsrituale beispielsweise über Schal- und Bannerklau abzeichnen können, führt das Revierdenken so weit, dass Ultragruppen den Ultragruppen anderer Vereine mitteilen, dass diese sich an markanten oder szenefixierten Orten ihrer Stadt nicht aufhalten „dürfen“.

²⁰ Vgl. John M. Hagedorn, *A World of Gangs*, Minneapolis, MN 2008. Im Gegensatz zu den von Hagedorn untersuchten Jugendgangs handelt es sich bei Ultras jedoch um eher bildungsbürgerlich beeinflusste Gruppierungen, die sich – als vorwiegend weiße, deutsche Männer, die außerhalb des Fußballumfeldes relativ privilegiert leben können – ohne äußere Not in repressiven Situationen bringen.

²¹ Vgl. Hakim Bey, T.A.Z. – Die Temporäre Autonome Zone, Berlin 1994.

²² Vgl. Wilhelm Heitmeyer/Jörg-Ingo Peter, *Jugendliche Fußballfans*, Weinheim–München 1988.

Jutta Braun

Abseits der Bundesliga? Zur Aufarbeitung des DDR-Fußballs

Wenn von 50 Jahren Bundesliga als Erinnerungsort¹ der Deutschen die Rede ist, so gilt dies nicht allein für das soziale Gedächtnis fußballbegeisterter

Jutta Braun

Dr. phil., geb. 1967; Vorsitzende des Zentrums deutsche Sportgeschichte Berlin-Brandenburg e.V.; assoziierte wissenschaftliche Mitarbeiterin am Zentrum für Zeithistorische Forschung, Am Neuen Markt 1, 14467 Potsdam. braun@zzf-pdm.de

Westdeutscher. Vor allem in den 1970er und 1980er Jahren war der bundesdeutsche Profifußball im Alltag vieler Fußballanhänger in der DDR dauerpräsent: HSV-Wimpelzierten Jugendzimmer, Rummenigge-Autogrammkarten waren begehrte Schwarzmarkt-Trophäen, und natürlich wurden auch ostdeutsche Familienväter samstagsmorgens am Fernsehschirm angezogen, wo es ein doppeltes Programm zu bewältigen galt: „Um 17 Uhr 35 begann ‚Sport aktuell‘ mit den Berichten von der DDR-Oberliga. Das Thüringen-Derby tobte, Jena gegen Erfurt, ein heraufregendes Superspiel, doch Punkt 18 Uhr schaltete Onkel Rittmüller zur ‚Sportschau‘ um: nach drüben. Alemannia Aachen und 1860 München fabrizierten ein gähnendes 0:0. ‚Aha‘ schwärmte Onkel Rittmüller, ‚Bundesliga, das ist wenigstens Fußball!‘“²

Vor allem die Nationalmannschaft der Bundesrepublik mit ihren zwei Welt- und Europameistertiteln genoss bei Fans in der DDR hohe Wertschätzung. Demgegenüber gelang es der DDR-Elf nur einmal, bei der WM 1974, an der Endrunde eines internationalen Turniers teilzunehmen. „Freundschaftsspielweltmeister“ und „Qualifikationsversager“ sind die von Enttäuschung geprägten Bezeichnungen, mit denen diese vergleichsweise magere Bilanz im Volksmund belegt wurde. Bei olympischen Fußballturnieren trumpfte der DDR-Fußball

hingegen mehrfach auf: Nach Bronze 1964 und 1972 erreichte die DDR-Elf 1976 sogar den Olympiasieg und errang 1980 noch einmal eine Silbermedaille. Doch war das Interesse an diesen Auszeichnungen gering, da der olympische Wettbewerb im Gegensatz zum Profifußball unter Amateuren ausgetragen wurde.³ Über die Gründe für den mäßigen Erfolg des DDR-Teams ist viel spekuliert worden: Wie viele andere sieht der ehemalige Nationaltrainer Georg Buschner „DDR-Sportchef“ Manfred Ewald als eigentlichen Totengräber des DDR-Fußballs, da Talente und Ressourcen vor allem in sogenannte medaillenintensive Sportarten kanalisiert wurden.⁴ „Die langen Fußballer sind bei uns Ruderer“,⁵ erklärte 1986 der Jenaer Trainer Lothar Kurbjuweit entsprechend sarkastisch, als er nach den Gründen für die wenigen hochgewachsenen DDR-Auswahlspieler gefragt wurde.

Die Begeisterung der DDR-Fans für die westdeutschen Kicker war für die SED-Führung, die seit Mitte der 1950er Jahre auf scharfe Abgrenzung von der Bundesrepublik bedacht war, ein peinliches Phänomen. Für die Verfechter einer „sozialistischen Nation“⁶ war besonders irritierend, dass sich, wie das Leipziger Zentralinstitut für Jugendforschung in einer geheim gehaltenen Studie feststellte,⁷ gerade die Jugend für die bundesdeutschen Fußballidole interessierte – und damit eine Generation, die in der DDR aufgewachsen war und eigentlich keinen gesamtdeutschen Bezug mehr kennen sollte. Als 1971 in Warschau anlässlich eines EM-Qualifikationsspiels der bundesdeutschen Nationalmannschaft Hunderte

¹ Vgl. Gunter Gebauer, Die Bundesliga, in: Etienne François/Hagen Schulze (Hrsg.), Deutsche Erinnerungsorte, München 2005, S. 463–476.

² Christoph Dieckmann, Drüben. Vom Verschwinden einer deutschen Himmelsrichtung, in: Zeitgeschichtliches Forum Leipzig (Hrsg.), Drüben. Deutsche Blickwechsel, Leipzig 2006, S. 78–87, hier: S. 79.

³ Die faktisch unter Profibedingungen trainierende DDR-Elf nahm offiziell für sich den Amateurstatus in Anspruch.

⁴ Vgl. Thomas Stridde, Die Peter-Ducke-Story, Jena 2006, S. 46f.

⁵ „Der Fußball-Trainer aus Jena leistet sich Träume, weil er Realist ist“, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 18.9.1986.

⁶ Der Bezug auf die „deutsche Nation“ war in der DDR-Verfassung von 1974 endgültig eliminiert worden.

⁷ Vgl. Hans-Jörg Stiehler, Jugendliche Fußballfans. Struktur und Einstellungen, Leipzig 1984.

aus der DDR angereiste Fans Grüße an „die deutsche Nationalelf und den Kaiser Franz“ skandierten, griff der Sicherheitsapparat rigide durch. Die Fans wurden bis an ihren Heimatort verfolgt und mit empfindlichen Sanktionen bestraft.⁸ Während sich die Sportpolitiker anderer Staaten in West- und Osteuropa vor allem um die wachsende Zahl gewalttätiger Fans in den Stadien sorgten, schufen sich die DDR-Funktionäre ein zusätzliches „Fanproblem“ selbst, indem sie Bundesliga-Anhänger pauschal als „negativ-dekadent“ etikettierten und mit Knüppeln, durch Inoffizielle Stasi-Mitarbeiter in Fanclubs und weitere Schikanen zu bekehren suchten. Doch ließen sich echte Fans natürlich nicht abschrecken, und so gerieten Auftritte von Bundesliga-Clubs im Ostblock stets zu fröhlichen Treffen ihrer ostdeutschen Schlachtenbummler.

Im Rahmen des Möglichen wurde der deutsch-deutsche Doppelpass von den westdeutschen Vereinen auch zurückgespielt: So ermöglichte es etwa Werder Bremen, dass ostdeutsche Fans heimlich eine Mitgliedskarte erhielten. Und FC-Bayern-Präsident Fritz Scherer schmuggelte an einem Winterabend 1981 ein von allen Spielern signiertes Mannschaftstrikot unter seinem Pullover nach Ost-Berlin, als Überraschungsgeschenk für einen der treuesten Fans im Osten.⁹ Was als freundschaftliche Geste der Bundesliga-Vereine gedacht war, interpretierte die Stasi als organisierte Agententätigkeit zur „Zersetzung“ der DDR. Nirgends wurde das Misstrauen des Regimes deutlicher als beim Europapokalspiel der Landesmeister, das der BFC Dynamo am 15. September 1982 im Ost-Berliner Jahnsportpark gegen den Hamburger SV bestritt. Um deutsch-deutsche Verbrüderungsszenen zu verhindern, wurde ein freier Kartenverkauf unterbunden: Nur 2000 Tickets gingen an handverlesene Fans, die überwältigende Mehrheit der Plätze auf den Tribünen wurde von Staatsschützern, Funktionären und Sicherheitsorganen eingenommen, darunter etwa 10000 Stasi-Mitarbeiter.¹⁰ Doch sollte die Begeisterung für den Bundesliga-Fußball nicht darüber hinwegtäuschen, dass

die ostdeutschen Fans ihren Fußball liebten: weniger die Nationalelf, die häufig mit dem System identifiziert wurde, als vielmehr die Mannschaften der Oberliga und ihres Unterbaus, der DDR- und Bezirksligen.

Im Unterschied zur jüngsten wissenschaftlichen Erforschung der bundesdeutschen Fußballgeschichte fehlt bislang jedoch eine vergleichbare Auseinandersetzung mit 40 Jahren DDR-Fußball. Das ist umso bedauerlicher, als gerade eine systematische Untersuchung der auch in Ostdeutschland populärsten Sportart einen breiten Zugang zum Verständnis der Gesellschaftsgeschichte der DDR erschließen kann. Im Folgenden soll anhand von zwei Forschungsfeldern das Potenzial des Themas ausgelotet werden: Zunächst wird mit der Verfasstheit des Sports in der DDR, einer „Vereinskultur ohne Vereine“, das Spannungsverhältnis zwischen politischer Durchherrschaft und Versuchen zivilgesellschaftlicher Selbstorganisation umrissen. Anschließend wird der Frage der politisch bedingten In- und Exklusion im Bereich des Spitzensfußballs nachgegangen. Die Ausgrenzung sportlicher Leistungsträger aus ideologischen Gründen zeigt, welche Restriktionen die ostdeutsche Diktatur der Entwicklung des Fußballsports auferlegte und hiermit auch zu einem Modernisierungsdefizit beitrug. Gleichzeitig ist die „Kaltstellung“ von Personen stets auch mit der moralischen Frage des „SED-Unrechts“ verbunden, das auch im Sport deutliche Spuren hinterließ.

Vereinskultur ohne Vereine

Ein grundlegendes Desiderat der Fußballgeschichte der DDR ist zunächst nach wie vor eine Organisationsgeschichte der Verbandsstruktur, also des ostdeutschen Pendant zum Deutschen Fußball-Bund (DFB), des Deutschen Fußball-Verbandes (DFV) der DDR.¹¹ Auch die Ebene der Clubs und Betriebssportgemeinschaften (BSG) ist bis auf wenige Ausnahmen nicht wissenschaftlich fundiert untersucht worden. Die Literatur wird von einer Vielzahl entweder lexikalisch¹² oder populär-

⁸ Vgl. Protokoll Nr. 55/71 der Sitzung des Sekretariats des ZK am 17.11.1971, SAPMO DY 30/JIV2/3/1809.

⁹ Vgl. René Wiese/Jutta Braun, *Doppelpässe – Wie die Deutschen die Mauer umspielten*, Hamburg 2006, S. 121.

¹⁰ Vgl. Hanns Leske, Erich Mielke, *die Stasi und das runde Leder*, Göttingen 2004, S. 413.

¹¹ Anders als der DFB war der DFV keine unabhängige Organisation, sondern der staatlichen Massenorganisation DTSB (Deutscher Turn- und Sportbund) unterstellt. Allerdings fehlt eine Organisationsgeschichte des DTSB bislang ebenfalls.

¹² Vgl. Hanns Leske, *Torhüter der DDR – Magneten für Lederbälle*, Kassel 2010.

wissenschaftlich gehaltener Werke zum „Zonenfußball“¹³ bestimmt. Bislang fehlt vor allem eine grundsätzliche, wissenschaftliche Reflexion der Tatsache, dass in der DDR kein Vereinswesen bürgerlicher Prägung existierte. So wurden auch im Bereich des Fußballs die traditionellen und selbstverwalteten Vereine faktisch verboten und im Jahr 1948 flächendeckend durch staatlich gelenkte und kontrollierte Körperschaften, die sogenannten Sportgemeinschaften, ersetzt.¹⁴ Allerdings hatten die Sportvereine bereits im Nationalsozialismus ein hohes Maß ihrer Eigenständigkeit eingebüßt, so dass zur Zeit der DDR bereits die zweite Welle der Umstrukturierung des organisierten Sports innerhalb von rund zehn Jahren erfolgte.¹⁵ Die SED-Führung beabsichtigte, strukturell gründlich aufzuräumen und „brach radikal mit einem seit über hundert Jahren verankerten Organisationsprinzip in der deutschen Turn- und Sportbewegung“.¹⁶ Die Neuformierung des Fußballs betraf nicht allein seine innere Organisation, die zumeist als Betriebssportgemeinschaften nach sowjetischem Modell erfolgte, sondern ging einher mit der Einführung von bislang unüblichen Symbolen und Namen wie „Fortschritt“ und „Aktivist“.

Die „Entbürgerlichung“¹⁷ wurde zuweilen sogar mit Hilfe politischer Justiz vorangetrieben, wie etwa ein Schauprozess gegen ehemalige Anhänger und Mitglieder des Dresdner SC Ende der 1950er Jahre belegt.¹⁸ Zwar sind

durchaus Proteste gegen die Zwangsumwandlungen überliefert,¹⁹ und in den Turbulenzen der Frühphase gab es nicht wenige Republikfluchten, darunter die des späteren Bundestrainers Helmut Schön im Jahr 1950. Doch auch in den kommenden Jahren präsentierte sich der DDR-Fußball als ein brodelndes Laboratorium auf dem Feld des „Erfindens von Traditionen“:²⁰ Mannschaften wurden per Parteiorder in andere Teile des Landes verpflanzt, und mit der Gründung der Sportvereinigung *Dynamo* und der Armeesportvereinigung *Vorwärts* wurden explizit Elemente des sowjetischen Sportsystems auf die deutschen Verhältnisse übertragen.

1966 wiederum erfolgte ein weiteres grundlegendes Revirement, als mit der Gründung von zehn „Fußballclubs“ die parteilich gewollten „Leistungsschwerpunkte“ im Fußball endgültig definiert und entsprechend ausgestattet wurden. Doch trotz der Vielzahl staatlicher und parteilicher Eingriffe bewahrten die Betriebssportgemeinschaften und Fußballclubs ihre Anhängerschaft beziehungsweise fanden sie aufs Neue. Das neue Gewand des Fußballs wurde letztendlich angenommen – selbst einem Club mit dem sperrigen Titel „ZSK Vorwärts Berlin“ zollten die Fans Respekt und Treue, denn die Armee-kicker schossen eine Menge Tore.²¹ Auch blieb „Verein“ in der Alltagssprache der DDR die gängige Bezeichnung für eine BSG beziehungsweise einen Club. Fußball in der DDR, mochte er noch so sehr staatlich gelenkt sein, bot auch hier nicht nur Zerstreuung, sondern die Möglichkeit der regionalen Identifikation mit einem Teil der „sozialistischen Heimat“. Fußball, mit seinen Ritualen und den Wochen- wie Jahresrhythmus strukturierenden Spielplänen, trug durchaus zur Normalität des Alltags in der DDR und damit zur „heilen Welt der Diktatur“²² bei.

¹³ Hervorzuheben sind hier die Publikationen von Frank Willmann, zuletzt: Zonenfußball. Von Wismut Aue bis Rotes Banner Trinwillershagen, Berlin 2011.

¹⁴ Vgl. Giselher Spitzer et al. (Hrsg.), Schlüsseldokumente zum DDR-Sport, Aachen 1998, S. 15–74.

¹⁵ Nach der Umbildung des „Deutschen Reichsbundes für Leibesübungen“ zum Nationalsozialistischen Reichsbund für Leibesübungen“ (NSRL) 1938 wurde die Berufung der Vereinsführer vom Einvernehmen mit dem zuständigen Kreisleiter der NSDAP abhängig gemacht und das Recht auf Vereinsauflösung dem NSRL übertragen. Vgl. Hans Joachim Teichler, Die Sportbeschlüsse des Politbüros, Köln 2002, S. 44.

¹⁶ Ebd.

¹⁷ Konrad Jarausch, Kollaps des Kommunismus oder Aufbruch der Zivilgesellschaft?, in: Eckart Conze/Katharina Gajdukowa/Sigrid Koch-Baumgarten (Hrsg.), Die demokratische Revolution 1989 in der DDR, Köln u. a. 2009, S. 25–45; hier S. 27.

¹⁸ Vgl. die zeitgenössische propagandistische Auswertung: Horst Bartzsch, Verbrechen unter dem Deckmantel „sportlicher Traditionen“, in: Theorie und Praxis der Körperkultur, 6 (1959), S. 485–489.

¹⁹ Vgl. Hans Joachim Teichler, Tumulte in Planitz, in: Horch und Guck, 51 (2005) 3, S. 10–13.

²⁰ Eric Hobsbawm/Terence Ranger (eds.), The Invention of Tradition, Cambridge 1984.

²¹ Probleme hatte die Etablierung der neuen Fußballclubs allerdings in der geteilten Stadt Berlin, da hier zahlreiche Ost-Berliner weiterhin zum vertrauten Verein Hertha BSC hielten. Vgl. René Wiese, Wie der Fußball Löcher in die Mauer schoss, in: Jutta Braun/Hans Joachim Teichler (Hrsg.), Sportstadt Berlin im Kalten Krieg, Berlin 2006, S. 239–284.

²² Stefan Wolle, Die heile Welt der Diktatur. Alltag und Herrschaft in der DDR 1971–1989, Bonn 1998.

Gleichzeitig gelang es der SED jedoch nicht, den Fußball, der wie der Sport der DDR generell neben der Produktion von Leistung auch ein „organisiertes Weltbild“²³ zu transportieren hatte, zu einem Transmissionsriemen ihrer politischen Botschaften werden zu lassen. Davon zeugt zum einen die spöttische Distanzierung der Spieler von der obligatorischen ideologischen Schulung als lästige „Rotlichtbestrahlung“, vor allem aber das alles andere als staatskonforme Auftreten der Fans in den 1970er und 1980er Jahren. Von „Wismut Aue bis Rotes Banner Trinwillershagen“²⁴ entfaltete sich eine bunte Fankultur, die in ihrem Spektrum sämtliche Spielarten der entsprechenden Fanszene im Westen aufzuweisen hatte. Hilflös erscheinen die gescheiterten Versuche der SED-Sportführung, die Fanclubs mit Hilfe staatlicher Eingriffe zu homogenisieren, indem nur Utensilien und Fahnen erlaubt sein sollten, die der Symbolik der Fußballteams entsprachen.²⁵

Insofern wäre zu fragen, inwieweit der „Fußball Marke DDR“ trotz seiner organisatorisch völlig anders gearteten Grundlage auch im Osten zu einem Fixpunkt von – staatlich nicht erwünschter – Selbstorganisation werden konnte. Hierzu gehört auch, dass ehrgeizige Betriebssportgemeinschaften wie Stahl Brandenburg es schafften, den materiell und kaderpolitisch privilegierten, und damit für die Oberliga prädestinierten Fußballclubs die Stirn zu bieten. Mit Hilfe großzügiger Prämien und gezielter Rekrutierung von Talenten verstanden es Kombinatssdirektoren, die sportpolitisch programmierte Überlegenheit der FC zu konterkarieren und den Traum vom Aufstieg zu verwirklichen.²⁶ Hier ist es auch möglich, die Grenzen einer Diktatur²⁷ aufzuzeigen, die offenbar verhin-

dernten, den Fußballsport beliebig zu instrumentalisieren.

Doch war auch der Fußballsport der DDR in weiten Teilen von Dirigismus der Partei und Stasi-Verstrickungen geprägt. Diese Durchherrschaft ist von Hanns Leske für den in dieser Hinsicht besonders einschlägigen BFC Dynamo, dessen Ehrenvorsitzender der Minister für Staatssicherheit Erich Mielke war, gründlich erforscht worden.²⁸ Die verhängnisvollen Verdächtigungen, die einen Sportler oder Funktionär treffen und ihn das Berufsleben kosten konnten, waren immer wieder mit den gleichen Schlagworten verbunden: Kontakte mit dem „Klassenfeind“, damit waren vor allem Bundesdeutsche gemeint, oder Beziehungen zu „Staatsfeinden“, wozu etwa ostdeutsche Bürgerrechtler oder Ausreisepostulierer zählten. Anhand von zwei Beispielen soll im Folgenden gezeigt werden, wie das ideologische Fallbeil selbst erfolgreichste Persönlichkeiten im Fußballsport unvermittelt treffen konnte.

Verhängnis Fair Play: Heinz Krügel

2014, wenn die Fans bei der WM in Brasilien mitfieberten, werden zahlreiche Medien auch an das 40-jährige Jubiläum der Fußball-WM von 1974 erinnern, bei der nicht nur die Bundesrepublik Weltmeister wurde, sondern Jürgen Sparwasser sein berühmtes Überraschungstor für die DDR gegen das bundesdeutsche Team erzielte. Doch für viele DDR-Fußballanhänger ist mit dem Jahr 1974 vor allem die legendäre Nacht von Rotterdam verbunden, als der 1. FC Magdeburg am 8. Mai den Sieg im Europapokal der Pokalsieger und damit den größten Erfolg des DDR-Fußballs erreichte. Unvergessen sind die Fernsehbilder, als die erschöpften, aber glücklichen Magdeburger in weißen Malimo-Bademänteln ihre Ehrenrunde über das Spielfeld im Stadion „De Kuip“ drehten, während die mit 2:0 geschlagenen Titelverteidiger des AC Milan fassungslos die Köpfe hängen ließen.²⁹

²³ Zu Vereinen als Trägern kultureller Sinnstiftung vgl. Frank Bösch, *Das konservative Milieu. Vereinskultur und lokale Sammlungspolitik*, Göttingen 2002, S. 57f.

²⁴ F. Willmann (Anm. 13).

²⁵ Vgl. Jutta Braun, *Sportfreunde oder Staatsfeinde*, in: *Deutschland Archiv*, (2004) 3, S. 440–447, hier: S. 441.

²⁶ Vgl. Uta Klaedtke, „Stahl Feuer!!!“ – Die Fußballer des Stahl- und Walzwerkes Brandenburg zwischen politischer Anpassung und betrieblichem Eigensinn, in: Hans Joachim Teichler (Hrsg.), *Sport in der DDR. Eigensinn, Konflikte, Trends*, Köln 2003, S. 238–270, hier: S. 264.

²⁷ Vgl. Ralph Jessen/Richard Bessel (Hrsg.), *Die Grenzen der Diktatur. Staat und Gesellschaft in der DDR*, Göttingen 1996.

²⁸ Vgl. H. Leske (Anm. 10), S. 518f.

²⁹ Vgl. Peter Skubowius, Krügels Börde-Früchtchen, in: Horst Friedemann (Hrsg.), *Sparwasser und Mauerblümchen. Die Geschichte des Fußballs in der DDR 1949–1991*, Essen 1996², S. 115–121.

Zum Helden wurde an diesem Abend auch Heinz Krügel. Einst hatte der Sachse als jüngster Trainer der Oberliga in Leipzig begonnen und von 1959 bis 1961 die Verantwortung für die DDR-Nationalmannschaft übernommen, bevor Mitte der 1960er Jahre seine Zeit beim 1. FC Magdeburg begann, mit dem er zwei Pokalsiege und drei Meisterschaften feierte. Nach dem Erfolg von Rotterdam versprach das Los im Europapokal der Landesmeister noch im selben Jahr einen weiteren Höhepunkt: das Aufeinandertreffen mit dem Bundesliga-Meister Bayern München. Am 6. November 1974 kam es beim Rückspiel in Magdeburg jedoch zu einem politischen Fauxpas des altgedienten Trainers: „Das Schlimmste war nach der Halbzeitpause, da kommt einer von der Stasi zu mir und sagt: „Herr Krügel, wir möchten Sie aufmerksam machen, wir haben zur Halbzeit von Herrn Lattek alles gehört, was er gesagt hat gegen uns.“^{P0} Das Ministerium für Staatssicherheit hatte offenkundig die Bayern-Kabine im Magdeburger Ernst-Grube-Stadion verwanzen lassen und drängte Krügel, die Anweisungen des Bayern-Trainers an seine Spieler auszuwerten. Krügel weigerte sich mit dem Verweis auf sportliche Fairness – eine folgenschwere Entscheidung. Die Magdeburger verloren das Spiel, und kurz darauf wurde Heinz Krügel zur Berliner Verbandsleitung zitiert, die ihm das baldige Ende seiner Trainerkarriere androhte.

Krügel lag bereits seit längerer Zeit mit der SED-Bezirksleitung im Streit.^{P1} Zum einen ignorierte er die praxisfernen Trainingspläne des Verbandes, die ein Dauerärgernis im DDR-Fußball darstellten, zum anderen machte er sich für ideologisch unkorrekte Modernisierungen wie etwa die Einführung von Trikot- und Bandenwerbung stark. 1976 erhielt Krügel eine lebenslange Sperre als Trainer. Fortan musste er als „Objektleiter“ in der Hausverwaltung bei der unterklassigen BSG Motor Mitte Magdeburg sein Dasein fristen. Versuche des Trainers und späteren Staatsanwalts Bernd Tiedge, sich für seine Rehabilitierung einzusetzen, wurden vom DFV rigoros abgeblockt.^{P2}

^{P0} Michael Barsuhn, Gespräch mit Heinz Krügel und Bernd Tiedge, 24. 5. 2008 in Magdeburg.

^{P1} Das schwierige Verhältnis des Trainers zur SED-Bezirksleitung rekapituliert Jürgen Sparwasser in seinen Erinnerungen. Vgl. Wolfgang Nagorske, „Sparwasser, Sparwasser, Toor!“ Biographie eines Stürmers, Cottbus 2008, S. 159 ff.

^{P2} Vgl. M. Barsuhn (Anm. 30).

Ein zweites Beispiel für die Rücksichtslosigkeit, mit der das SED-Regime verdiente Fußball-Idole aussortierte und diffamierte, sobald sie politisch in Ungnade gefallen waren, ist das Schicksal von Walter Jahn, „Vaterfigur des Jenaer Nachwuchsfußballs“, ^{P3} und Vater des Bürgerrechtlers Roland Jahn, des heutigen Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR. Jahn war bereits seit 1948 als Sportfunktionär aktiv, dreißig Jahre lang leitete er die Nachwuchsabteilung des FC Carl Zeiss Jena. Vor allem als Talentspäher genoss er einen glänzenden Ruf, an die zwanzig spätere Nationalspieler holte er nach Jena. Auch sein Sohn Roland wuchs mit dem Fußballsport auf: „Das Ernst-Abbe-Sportfeld war mein Zuhause.“^{P4} Und tatsächlich schaffte es der junge Jahn bis in die Juniorenoberliga, bevor er sich endgültig für die Aufnahme eines Studiums und damit einen Weg abseits des Sports entschied.

Nicht allein im Fußballclub, auch im Kombinat von Carl Zeiss agierte der parteilose Walter Jahn an verantwortlicher Stelle: Die von ihm geleitete Forschungsabteilung entwickelte eine Multispektralkamera, die bei Sigmund Jähns Weltraumfahrt zum Einsatz kam. Er schaffte es sogar, dem Kosmonauten nicht nur die Kamera, sondern auch einen Vereinswimpel mit auf die Reise zu geben.

Doch spielte sein Engagement über Nacht keine Rolle mehr, als Sohn Roland, der mittlerweile als Bürgerrechtler in der Jenaer Friedensbewegung aktiv war, zum Staatsfeind erklärt und am 7. Juni 1983 gewaltsam in den Westen abgeschoben wurde. Bereits am nächsten Tag bekam auch der Vater die Reaktion des Staates zu spüren: Auf Weisung des Vereins wurden alle Arbeitsunterlagen zum Sportclub aus seiner Wohnung entfernt. Der führende Vereinsfunktionär und Inoffizielle Mitarbeiter „Günter Eisler“ kündigte zudem der örtlichen Stasi an, Walter Jahns Kandidatur für die Vorstandswahlen im FC Carl Zeiss Jena zu verhindern. Es folgten weitere Diskriminierungen, sowohl durch die Sportführung des Bezirkes Gera als auch von Angehörigen des FC Carl Zeiss Jena. „Es wurde angewiesen,

^{P3} T. Stridde (Anm. 4), S. 45.

^{P4} Jutta Braun, Gespräch mit Roland Jahn, 29. 4. 2013 in Berlin.

keine Gespräche mit mir zu führen. Wer mit mir spricht, sei politisch untragbar und setze seine Arbeit und seine weitere Karriere aufs Spiel. Ich war unter Sportlern unerwünscht und damit ein Störfaktor.“^{¶35} Verwandte und Bekannte zogen sich aus Angst zurück; er erfuhr eine soziale Ausgrenzung, die in einer mittelgroßen Stadt wie Jena bedrückende Ausmaße annehmen konnte. Doch am gravierendsten erlebte Jahn den „Rausschmiss“ aus seinem Verein, der einer Aberkennung seines Lebenswerkes gleichkam.^{¶36} Die drei Jahre zuvor verliehene Ehrenmitgliedschaft wurde ihm entzogen, und auch an der Jubiläumsveranstaltung zum 20-jährigen Bestehen des Clubs im Januar 1986 durfte er nicht teilnehmen, weil er aufgrund der „üblen Tätigkeit von Roland“ als nicht erwünscht galt.^{¶37}

Erst zehn Jahre später, nach der Friedlichen Revolution 1989 und der Vereinigung im Fußballsport 1990, kam es zur „Wiedergutmachung“. Zur Feier des 30-jährigen Clubjubiläums erhielt Jahn im Januar 1996 die Ehrentitel seines Vereins zurück. Als einer der Ersten – zeitgleich mit den frühesten historischen Forschungen zum DDR-Sport – suchte Walter Jahn nach Antworten und Verantwortlichen für sein Schicksal und fand sie in der papierernen Hinterlassenschaft der Diktatur. Im März 1995 stellte er einen Forschungsantrag bei der BStU zum „Einfluss des MfS auf den FC Carl Zeiss Jena“.^{¶38} Für seine akribische Dokumentation, die mehrere Bände umfasst, interessierte sich der organisierte Fußball damals jedoch nur wenig. Von ehemaligen Kollegen wurde Jahn ob seiner Rechercharbeit sogar beschimpft.^{¶39} Im Rahmen einer historischen Aufarbeitung des Sports in Thüringen erhält die Arbeit von Walter Jahn sowohl als Fußballlehrer als auch als von Repression Betroffener, der sich selbst um

historische Aufklärung bemühte, mittlerweile eine umfassende Würdigung.^{¶40}

Perspektiven der Forschung

Auch Heinz Krügel erfuhr noch zu Lebzeiten eine Rehabilitierung. Zudem wurde im Juni 2009, ein Jahr nach seinem Tod, der Platz vor dem Magdeburger Stadion nach ihm benannt. Doch muss betont werden, dass es für das Ende einer Sportkarriere in der SED-Diktatur nicht eines streitbaren Temperaments oder eines Bürgerrechtlers als Sohn bedurfte. So entzog ein „Fußballbeschluss“ des DFV aus dem Jahr 1970 pauschal allen Fußballern mit Westverwandtschaft die Spielgenehmigung. Es ist wenig verwunderlich, dass Kritik an staatlicher Gängelung und an Übergriffen der SED und der Stasi zu den wichtigsten Vorwürfen vieler Delegierter gehörte, als es im Rahmen des achten DFV-Verbandstages am 31. März 1990 zur ersten freien Aussprache in diesem Gremium kam. Auch Heinz Krügel ließ sich die Gelegenheit nicht nehmen, die Verantwortlichen mit der unwürdigen Situation der Verwanzung der Bayern-Kabine zu konfrontieren.^{¶41}

Viele der handelnden Akteure des DDR-Fußballs und der Wendezeit sind mittlerweile verstorben. Historiker müssen sich beeilen, wollen sie die Geschichte des DDR-Fußballs nicht allein aus Akten rekonstruieren. Im April 2013 kündigte DFB-Präsident Wolfgang Niersbach die Ausschreibung mehrerer Forschungsprojekte an, um die Organisations- und Clubgeschichte, die Kultur und Alltagsgeschichte sowie den Fußball im Vereinigungsprozess untersuchen zu lassen. Sollte der Ball der Aufarbeitung zügig ins Rollen kommen, könnten bereits im Jahr 2015, zum 25. Jahrestag der „Fußball-Einheit“, die der erste Reformpräsident des Ost-Fußballs Hans-Georg Moldenhauer und DFB-Präsident Hermann Neuburger am 21. November 1990 in Leipzig mit einem historischen Handschlag besiegelten, erste Ergebnisse vorgestellt werden.

^{¶40} Vgl. Jutta Braun/Michael Barsuhn, *Zwischen Erfolgs- und Diktaturgeschichte. Sport in Thüringen*, Göttingen 2013 (i. E.).

^{¶41} Vgl. Michael Barsuhn, *Die Wende und Vereinigung im Fußball 1989/1990*, in: J. Braun/H.J. Teichler (Anm. 21), S. 376–415, hier: S. 393.

^{¶35} Walter Jahn, „Du bist wie Gift“. Erinnerungen eines Vaters, hrsg. vom LStU Thüringen, Erfurt 1996.

^{¶36} Vgl. J. Braun (Anm. 34).

^{¶37} Auch Rolands Bruder Jürgen wurde sozial ausgegrenzt, bis er schließlich ausreiste. Vgl. Gerald Praschel, Roland Jahn. Ein Rebell als Behördenchef, Berlin 2011, S. 86. Das Muster der „Sippenhaft“ ist vor allem auch bei republikflüchtigen Fußballern ausführlich dokumentiert. Vgl. etwa das Interview mit Falko Götz im Rahmen der Ausstellung „ZOV-Sportverräter“, online: www.zov-sportverraeter.de (13. 5. 2013).

^{¶38} Vgl. Walter Jahn, Dokumentation. Der Einfluss des MfS auf den FC Carl Zeiss Jena, 1996, Privatarchiv Roland Jahn. Eine Kopie lagert im Thüringer Archiv für Zeitgeschichte.

^{¶39} Vgl. T. Stridde (Anm. 4), S. 47.

„APuZ aktuell“, der Newsletter von

Aus Politik und Zeitgeschichte

Wir informieren Sie regelmäßig und kostenlos per E-Mail über die neuen Ausgaben.

Online anmelden unter: www.bpb.de/apuz-aktuell

APuZ

Nächste Ausgabe

29–31/2013 · 15. Juli 2013

Deradikalisierung

Peter Neumann

Radikalisierung, Deradikalisierung und Extremismus

Roland Eckert

Radikalisierung – Eine soziologische Perspektive

Judy Korn · Harald Weinböck

Der lange Abschied von Hass und Gewalt

Lorenzo Vidino

Gezielte Interventionen zur Deradikalisierung

Guido Steinberg

Jihadistische Radikalisierung im Internet und mögliche Gegenmaßnahmen

Ulrich Dovermann

Counter Narratives



Die Texte dieser Ausgabe stehen unter einer Creative Commons Lizenz vom Typ Namensnennung-NichtKommerziell-Keine-Bearbeitung 3.0 Deutschland.

Herausgegeben von
der Bundeszentrale
für politische Bildung
Adenauerallee 86
53113 Bonn



Redaktion

Dr. Asiye Öztürk
Johannes Piepenbrink
(verantwortlich für diese Ausgabe)
Anne Seibring
Sarah Laukamp (Volontärin)
Telefon: (02 28) 9 95 15-0
www.bpb.de/apuz
apuz@bpb.de

Redaktionsschluss dieses Heftes:
21. Juni 2013

Druck

Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH
Kurfürstenstraße 4–6
64546 Mörfelden-Walldorf

Satz

le-tex publishing services GmbH
Weißenfelsstraße 84
04229 Leipzig

Abonnementservice

Aus Politik und Zeitgeschichte wird
mit der Wochenzeitung **Das Parlament**
ausgeliefert.

Jahresabonnement 25,80 Euro; für Schüle-
rinnen und Schüler, Studierende, Auszubil-
dende (Nachweis erforderlich) 13,80 Euro.
Im Ausland zzgl. Versandkosten.

Frankfurter Societäts-Medien GmbH
Vertriebsabteilung **Das Parlament**
Frankenallee 71–81
60327 Frankfurt am Main
Telefon (069) 7501 4253
Telefax (069) 7501 4502
parlament@fs-medien.de

Nachbestellungen

IBRo
Kastanienweg 1
18184 Roggentin
Telefax (038204) 66 273
bpb@ibro.de
Nachbestellungen werden bis 20 kg mit
4,60 Euro berechnet.

Die Veröffentlichungen
in **Aus Politik und Zeitgeschichte**
stellen keine Meinungsäußerung
der Herausgeberin dar; sie dienen
der Unterrichtung und Urteilsbildung.

ISSN 0479-611 X

50 Jahre Fußball-Bundesliga

APuZ 27–28/2013

Uwe Seeler

3–8 „Es geht nur miteinander.“ Ein Gespräch

Der Ehrenspielführer der deutschen Fußball-Nationalmannschaft und erste Bundesliga-Torschützenkönig spricht unter anderem über die Einführung der Bundesliga, die Nähe des Fußballs zur Politik und Tipps an seinen Enkel.

Gunter Gebauer

8–14 Vom „Proletensport“ zum „Kulturgut“

Fußball ist weder eine Institution der politischen Geschichte noch der hohen Kultur; er füllt jedoch im nationalen Symbolhaushalt eine Stelle aus, die sonst leer bleiben würde. Dennoch dauerte es lange, bis er von den Eliten akzeptiert wurde.

Dietrich Schulze-Marmeling

14–20 Wegmarken aus 50 Jahren Bundesliga

Der DFB hatte sich lange gegen eine Nationalliga gewehrt, weil diese ohne eine Legalisierung des Profifußballs nicht zu realisieren war. Auch nach ihrer Gründung war es für die Bundesliga noch ein weiter Weg bis zur eigenständigen Profiligen.

Nils Havemann

21–27 Wirtschafts- und kulturgeschichtliche Betrachtungen

Wird die Geschichte der Bundesliga auf die Nacherzählung von wichtigen Spielen reduziert, tendiert ihr Erkenntniswert gegen null. Anders verhält es sich, wenn sie mit kultur- und wirtschaftshistorischen Problemstellungen verknüpft wird.

Henning Vöpel

27–34 Wirtschaftsmacht Bundesliga

Die Bundesliga stellt mittlerweile einen wichtigen Wirtschaftsfaktor dar. Im Spannungsfeld von rechtlicher Autonomie, wirtschaftlicher Monopolstellung und gesellschaftlicher Verantwortung entstehen zahlreiche Interdependenzen und Konflikte.

Gerd Dembowski

35–40 Organisierte Fanszenen: Zwischen empfundener Enteignung und Self-Empowerment

Seit Anfang der 1990er Jahre beziehen Fans kritisch Stellung gegen Kommerzialisierung im Fußball und als überzogen empfundene Sicherheitsansprüche. Ultragruppen bearbeiten zum Teil aber auch gesellschaftliche Themen wie Rassismus.

Jutta Braun

41–46 Abseits der Bundesliga? Zur Aufarbeitung des DDR-Fußballs

Wenn von der Bundesliga als Erinnerungsort die Rede ist, so gilt dies nicht nur für das soziale Gedächtnis Westdeutscher. Die Liga war im Alltag vieler DDR-Bürger dauerpräsent. Die Aufarbeitung des DDR-Fußballs steht indes noch am Anfang.